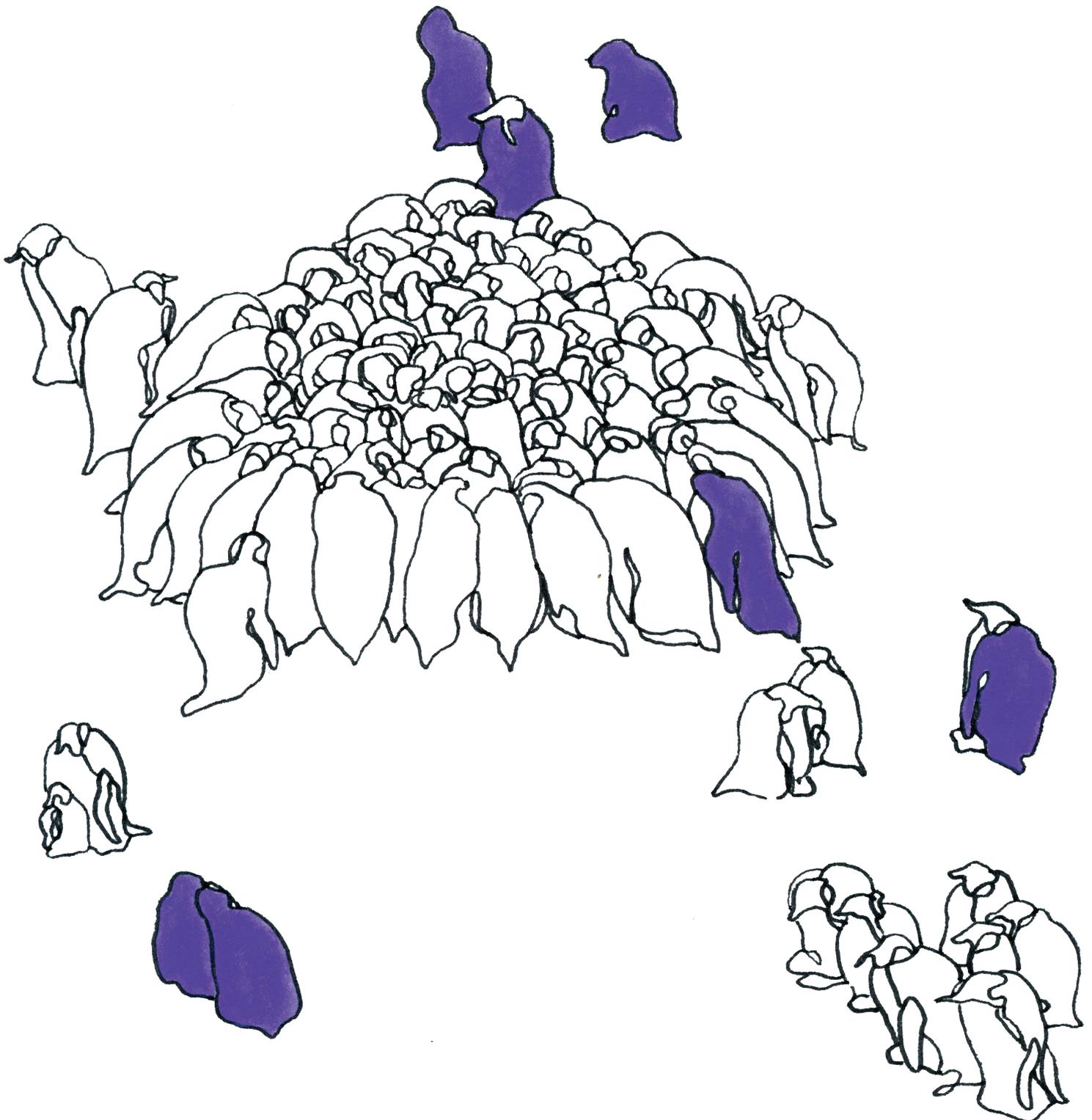


# AVISO

Magazin für  
Kunst und  
Wissenschaft  
in Bayern



Was uns verbindet

03/20

Pauline Füg, \*1983 in Leipzig, in Fürth lebend, ist Bühnenpoetin, Autorin, Diplom-Psychologin, Creative Coach und Moderatorin. Ihre Texte veröffentlichte sie auf CDs, in Anthologien und Literaturmagazinen und präsentiert sie seit 2003 live auf den (Poetry Slam-)Bühnen Europas. Sie moderiert regelmäßig Poetry Slams z. B. in Eichstätt, Lohr am Main, Schweinfurt und Würzburg und ist führend an der Entwicklung der deutschsprachigen U20-Poetry Slam-Szene beteiligt. In Poetry Slam-Workshops, Schreibwerkstätten und als Creative Coach gibt sie ihr Kreativwissen an Menschen jeden Alters weiter. Regelmäßig ist sie Gastdozentin an Bildungseinrichtungen wie Schulen, Universitäten und Theatern. Für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat die Diplom-Psychologin unter dem Motto *Toleranz stärken, Kompetenz fördern* ein inklusives Workshopkonzept mit Themenschwerpunkt Migration und interkulturelle Kompetenz entwickelt. Außerdem bietet sie an Schulen Poetry Slam-Workshops zum Thema *Perspektivenwechsel - Flucht und Willkommenskultur* an. Zusammen mit Dr. Henrikje Stanze hat sie mit dem Projekt *demenzPoesie* eine Gedächtnisrehabilitation für Menschen mit Demenz entwickelt; beide arbeiten auch kreativ mit Menschen mit Behinderung und/oder psychischen Erkrankungen zusammen. Für ihren geplanten Gedichtband *nach der Illusion* hat Pauline Füg soeben ein Arbeitsstipendium des Freistaats für Schriftstellerinnen und Schriftsteller 2020 erhalten. Zum Werkstattgespräch mit Juror Dr. Holger Pils: [www.stmwwk.bayern.de/ministerium/videos.html](http://www.stmwwk.bayern.de/ministerium/videos.html)

veränderung von gehirnwellen; deine

wir haben flach geatmet am telefon  
konntest du deinen namen nicht mehr  
alles was du sagtest waren  
fake news am morgen das datum  
hinter der grenze deines verstands

das geräusch bei entspannung  
wurde nachts schlimmer

ich weiß nicht warum ich  
gehofft habe dass das die wörter waren  
sie enthielten zu wenig moleküle  
um glaubhaft auf der zunge balanciert zu werden  
beim schlucken bin ich immer  
mit der spitze am falschen platz gelandet  
ich habe mir sprache für dich ausgedacht

bin ich nur ein echo  
von etwas das ich früher gerufen habe  
ich glaube wir waren nicht da  
noch nicht einmal digital

– Pauline Füg

# Kollektiv im Heft — DAF (Dynamische Akustische Forschung)



DAF kommt CHE, 2019, 7. März – 4. April 2019, Nextex, Nürnberg-Birli-St. Gallen, Deutschland-Schweiz

DAF (Dynamische Akustische Forschung) versteht sich als eine Zusammenkunft – gewissermaßen eine Art entgrenzende Gemeinschaft, mit einer provisorischen Herberge an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg unter der Mentorschaft (Prof.) Jan St. Werners; eine Gemeinschaft, nicht so sehr unter dem Primat der Individuen, sondern dem der Beziehungen: der Materialien und Materialitäten, der Orte und Leute, Freund\*Innen und Solidaritäten, eine Ökologie der Kooperationen; DAF widmet sich der aktivierten Materie, den erregten Gedanken und dem Beschwören des Kontingenten. Ein offenes und fluides Kollektiv bestehend aus vielen plus noch mehr. Die DAF findet sich zusammen unter dem Vorzeichen von Klang, Akustik und dem Exzess der Performanz – der sich ausbreitenden und Interferenzen hervorrufenden, nicht scharf zu begrenzenden Entfaltung eines sich fortsetzenden Prozesses. *Text: Hans Wirsching/DAF*

Foto: Jörg Rodemer

Liebe Leserinnen und Leser,

die Pandemie hält an und hält uns in Atem und raubt uns den Atem. Jetzt, wo die zweite Welle über uns hereingebrochen ist, wird klar: Das kulturelle Leben, das sonst so pulsiert und uns lebendig macht, steht still und stockt. Mit großer Sorge sehe ich, dass kulturelle Einrichtungen, viel wichtiger aber: die Menschen, die sie mit Leben füllen, Künstlerinnen und Künstler in ihrer Existenz gefährdet sind. Kunst ist Lebensmittel – auch für das Publikum, für uns alle, denen gerade die Leerstelle zeigt, wie groß die Leere ist – ohne Kunst. Sicher: Der digitale Schub macht Kunsterleben und Austausch an vielen Stellen möglich. Aber es ist nicht dasselbe. Digitaler Kunstgenuss ist kein Ersatz für reale Präsenz, das echte Erleben. Kunst lebt von der Begegnung. In der Begegnung und im Dialog mit Künstlerinnen und Künstlern, Verbänden und Freier Szene wollen wir jetzt alles dafür tun, dass die reiche und lebendige Kultur- und Kreativwirtschaft in Bayern durch die Pandemie keinen dauerhaften Schaden nimmt. Wir wollen denjenigen, die uns das kulturelle Leben erst möglich machen, durch die Krise helfen. Die neuen Programme entstehen im konsequenten Dialog mit offenen Berater-Gremien. Wir sind zusammengerückt und lernen voneinander. Ich bin zuversichtlich, dass wir, einmal aus der pandemischen Situation herausgekommen, anders, andere geworden sind. Wir erfahren viel übereinander in diesem Dreieck von Kunst, Politik und Verwaltung. Im Paradox des Distanz-Halten-Müssens Berührungsängste abbauen. Möglicherweise wird am Ende der Pandemie ein befreiteres Miteinander stehen. Ich wünsche es mir.



Bernd Sibler, MdL  
Bayerischer  
Staatsminister  
für Wissenschaft  
und Kunst

*Ihr Bernd Sibler*

2	Gedicht veränderung von gehirnwellen; deine Pauline Füg	26	Mediale Kommunikation verbindet – gerade in der Coronakrise Susanne Kinnebrock
4	Kollektiv im Heft DAF (Dynamische Akustische Forschung) auch auf S. 14 und S. 41	30	Solidaritäts-Kämpfe in Zeiten der Covid-19-Pandemie Dietmar Süß Michael Reder Stephan Lessenich
5	Editorial Bernd Sibler, Bayerischer Staats- minister für Wissenschaft und Kunst	38	Empathie schafft Verbindung – aber nicht unter jeder Bedingung Monika Betzler
8	Hinter den Kulissen Mit Kunst und Kultur verbinden Christina Lanzl	42	Ein Sinn im Wandel Ophelia Deroy Merle Fairhurst
9	Worauf wir uns freuen Walter Heun	42	Aviso Einkehr Herr Max & Frau Hopfen Veronika Eder
11	Kolumne Kunst! Du! Über, in und um die Künste Nora Gomringer	44	Science Slam Aerosolverbreitung durch Gesang und Blasinstrumente Jaromir Konecny
12	Das Erklärstück Eine Kaiserurkunde mit Gold- siegel, aber wo ist die Unterschrift des Kaisers? Laura Scherr	46	Avisiert Kunst & Kultur aktuell
15	<u>Was uns verbindet</u> <u>Das Thema dieser Ausgabe</u>	48	Geschriebenes Entsicherte Landschaft Andrea Heuser
16	Bildstrecke Šiška	50	Menschenfreundlichkeit gegen Corona Alexander Filipović
22	Kooperation, Konkurrenz, Pandemie Dana von Suffrin	51	Comic Zeich(n)en aus dem Homeoffice Jeff Chi

Impressum

Copyright:

Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Salvatorstraße 2, 80333 München

ISSN 1432-6299

Redaktion:

Dr. Elisabeth Donoughue (ed), verantw.  
Astrid Schein, Adressen und Leserservice  
Dominik Hirler, Korrektur  
Telefon: 089 . 2186 . 2420

Fax: 089. 2186. 2890

E-Mail: [Redaktion.Aviso@stmwk.bayern.de](mailto:Redaktion.Aviso@stmwk.bayern.de)

Aviso erscheint viermal jährlich.

E-Paper: [stmwk.bayern.de/kunst-und-kultur/magazin-aviso.html](http://stmwk.bayern.de/kunst-und-kultur/magazin-aviso.html)

Die kostenlosen Ausgaben sind im Ministerium, an bayerischen Hochschulen oder staatlichen Kultureinrichtungen oder beim Bestellservice der Bayerischen Staatsregierung erhältlich.

[bestellen.bayern.de](http://bestellen.bayern.de)

Titelbild:

Lucia Schmuck

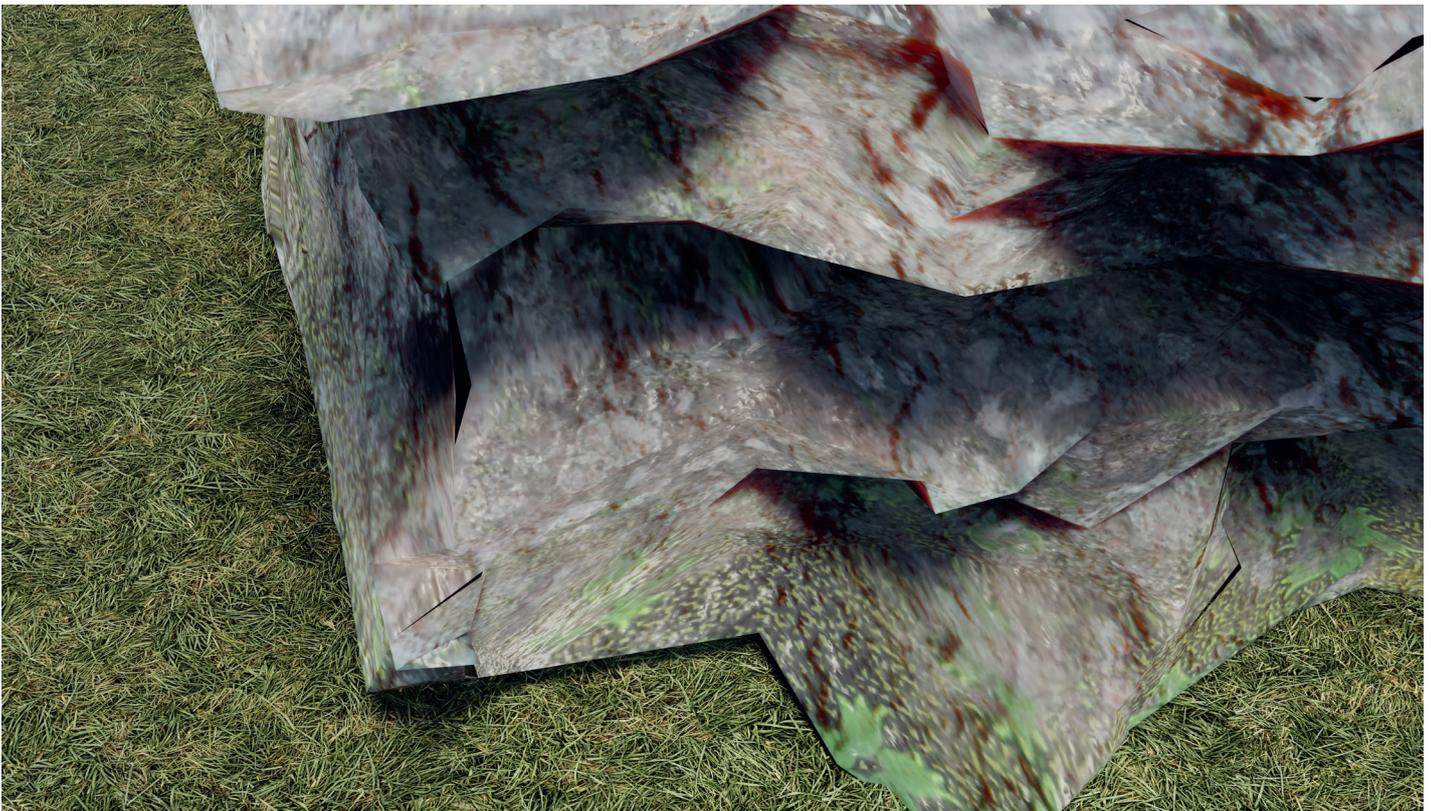
Art-Direction und Gestaltung:

Sabrina Zeltner [sabinazeltner.com](http://sabinazeltner.com)

Gesamtherstellung:

Bonifatius GmbH, Druck-Buch-Verlag Karl-Schurz-Str. 26, 33100 Paderborn [bonifatius.de](http://bonifatius.de)

Detail der Visualisierung des Kunst am Bau-Projekts des Kollektivs Šiška für das Jugendhaus des Bistums Regensburg, 2020  
Die gesamte Bildstrecke ab S. 16



# Hinter den Kulissen — mit Kunst und Kultur verbinden

Christina Lanzl



Oberpfälzer Künstlerhaus, Außenansicht der Kebbelvilla vom Park



Im Dezember 2019 folgte ich der Einladung der Stadt Schwandorf, die Leitung des Oberpfälzer Künstlerhauses anzunehmen, das seit 1988 als wichtige Plattform für zeitgenössische Kunst und Kultur in der Region fungiert. Ich selbst komme aus der Oberpfalz und bin nach intensivem Auslandsaufenthalt in den Vereinigten Staaten zu meinen heimatlichen Wurzeln zurückgekehrt.

In der Kultur- und Bildungsmetropole Boston schärfte sich mein Blick für ein facettenreiches Kulturleben, weil ich mich in vielschichtiger Verantwortung als Kunstschafterin, Kulturmanagerin, Lehrende und Autorin vor Ort, auf nationaler und internationaler Ebene bewegte. Ich initiierte das Urban Culture Institute, dessen spezielles Augenmerk auf einer integrativen Verschmelzung von Kunst mit dem öffentlichen Leben innerhalb des gestalterischen Rahmens von Architektur und Landschaft liegt. Als Placemaking-Bewegung nimmt dieser Ansatz zunehmend Fahrt auf.

Programmatisch begleitet meine Arbeit das *Statement zur Kultur der Oberpfalz*, das ich bei meinem Amtsantritt verfasst habe:

»Die Kultur der Oberpfalz besteht und wird geschaffen durch individuelle Institutionen, die alle am Schnittpunkt von Kunst, Gesellschaft und sozialem Umfeld arbeiten. Um diese Aufgabe zu bewältigen, muss man zuallererst Fragen stellen und herausfinden, was anliegt oder wichtig ist. In diesem Sinne: Wie können wir vor Ort die weltbewegenden Fragestellungen und Probleme unserer Zeit kulturell aufarbeiten und kreativ Positives bewegen?

Wichtig für mich ist dabei, dass wir unsere Tuchfühlung mit unseren vielen bestehenden und hoffentlich auch neuen Interessensgruppen festigen. Besonders spannend ist der interdisziplinäre Ansatz als mögliche Wechselwirkung von Programmen in vielen Bereichen, die herausragende Künstler\*innen aus der Region im Kontext von national und international anerkannter, zeitgenössischer Kunst vorstellen.

Wir sind verantwortlich für das Wohlergehen unserer Kulturlandschaft. Unser Auftrag ist es, vielfältige und qualitativ anspruchsvolle Kunst erfolgreich zu präsentieren und zu vermitteln. Parallel zu dieser Bestimmung läuft unser Mandat, zeitgenössische Kunst von Künstlern\*innen der Region zu sammeln sowie durch Ausstellungen und Neuankäufe ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Gemeinsam mit allen Kunstschaftern und Kunstmachern sowie den Besuchern und Gästen aus der ganzen Welt unternehmen wir den nächsten Schritt, im Hinblick auf die Corona-Pandemie auch auf virtueller Ebene: Unsere Kultur für uns selbst und für die Nachwelt zu pflegen und fördern.«

Dr. Christina Lanzl, Kulturmanagerin, Kunsthistorikerin und Künstlerin, promovierte an der LMU München nach internationalem Studium in Kunstgeschichte, Kunst, Kultur- und Informationsmanagement in München, Boston und Stuttgart. Seit 1990 trägt die in integrativer Kunst engagierte Kulturmanagerin, Autorin, Lehrende und Künstlerin aktiv zum Kulturleben bei.

# Worauf ich mich freue — Walter Heun



Daina Ashbees *Serpentine*



Louise Lecavaliers *Stations*



Mélanie Demers *Icone Pop*

Kunst und Kultur sind absolut relevant für das Existieren von Gesellschaft. Der Begriff »Systemrelevanz« wurde viel zu oft fehlgeleitet mit Alltagsversorgung gleichgesetzt. Das hat dem Kunst- und Kulturbereich sehr geschadet. Die freie Tanzszene wurde durch die Absage von Vorstellungen und die einschneidenden Beschränkungen im Tanz- und Theaterbereich substantiell getroffen – so empfindlich wie kaum eine andere Kunstsparte. Ohne offene Häuser und Auftritte lebt der Tanz nicht. Sicher können auch Tänzer\*innen eine Zeit lang nur konzeptionell oder virtuell arbeiten, aber der Tanz entsteht live, vor lebendigem Publikum, im Moment.

Wie in allen Kunstsparten ist das Thema Digitalisierung natürlich auch aus dem Tanz nicht mehr wegzudenken. Im Rahmen von *depARTures* wollten wir im November mit der Muffathalle zusammen Isabelle Van Grimde mit ihrer Company Corps Secrets und der Performance-Installation *Eve 2050* zeigen. Diese Arbeit reflektiert die Zukunft von Mensch und Körper im Zeitalter digitaler Technologien, biomedizinischem Fortschritts und künstlicher Intelligenz.



Daniel Leveilles *Solitudes Solo*

Trotzdem ist das Wesen von Tanz und Performance die körperliche Präsenz. Die lebendige Begegnung von Körpern im Tanz kann durch digitale Mittel nicht erreicht oder ersetzt werden. Nach den einschneidenden Beschränkungen im Frühjahr und Frühsommer wieder echte, analoge Körper in Bewegung auf der Bühne zu sehen, war für mich und für alle Zuschauenden ein außergewöhnliches und fast rauschhaftes Ereignis. Jede\*r Tanzliebhaber\*in versteht genau, wovon ich spreche. Und diese Menschen brauchen das, wie das tägliche Brot.

Anfang Oktober lief unsere Gastspielreihe *depARTures* mit einem Fokus auf die zeitgenössische Tanzszene Québecs und Kanadas, bis dann der Lockdown auch für Isabell van Grimde kam. Einige der wichtigsten Vertreter\*innen der Tanzszene dort sind dazu eingeladen, etwa Louise Lecavalier, die Tanzreglerin, die unsere Gastspielreihe mit ihrer neuesten Produktion *Stations* eröffnete. Es folgten u. a. Daniel Léveillé, Mélanie Demers und Daina Ashbee. Die ausgewählten Künstler\*innen sind nicht nur in Québec von Bedeutung. In ihren choreografischen Ansätzen an der Schnittstelle zu anderen Disziplinen stehen sie teilweise an vorderster Front der künstlerischen Entwicklung im zeitgenössischen Tanz weltweit und definieren jede\*r für sich einen einzigartigen, eigenwilligen Ansatz, choreografisch und tänzerisch zu arbeiten.

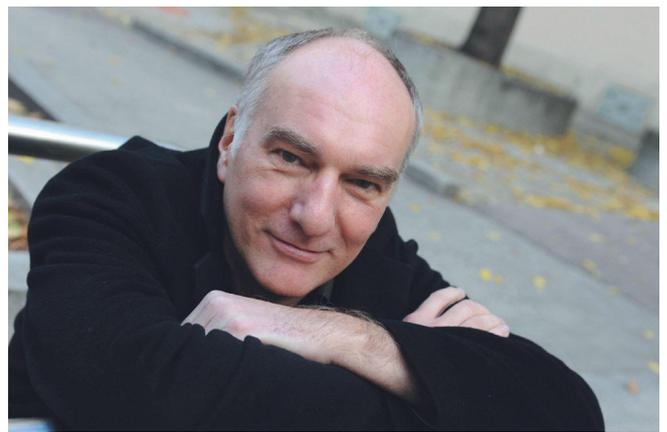
In den vergangenen beiden Jahren präsentierten wir bereits Gastspielreihen u. a. mit Arbeiten aus Katalonien und den Niederlanden und es war uns ein besonderes Anliegen, *depARTures* in diesem Ausnahmejahr 2020 zu realisieren. Gastspiele und Performance-Reihen mit internationalen Künstler\*innen und Kompanien schaffen Raum für kreatives Schaffen, kulturellen Erfahrungsaustausch, Begegnungen und Vernetzung. In Zeiten, in denen durch die Beschränkungen aufgrund des Coronavirus internationaler Austausch, das Gefühl für Gemeinschaft, gesellschaftliche Meinungsbildungsprozesse und die Begegnung

mit Andersdenkenden sehr selten geworden sind, wird die Begegnung mit Kunst und Künstler\*innen aus anderen Ländern umso wichtiger.

Wir müssen verantwortlich agieren, um die Pandemie im Griff zu behalten. Der ganze Kulturbereich hat schon sehr große Opfer gebracht. Die Umsetzung der Corona-Maßnahmen funktioniert hier mit am besten, weil Künstler\*innen dringlich ihrer Berufung nachgehen wollen und müssen und ebenso wie die Veranstalter\*innen und das Publikum verantwortlich agieren und achtsam miteinander umgehen. Die *TANZWERKSTATT EUROPA* haben wir mit einem ausgeklügelten Hygienekonzept in vielen Vorstellungen und Workshops sehr sicher und ohne Ansteckungen beim Publikum oder den Künstler\*innen über die Bühne gebracht.

Wenn man sieht, wie Menschen jetzt wieder – mit vielen Einschränkungen – im Theater Tanz erleben können, dieses tiefe Berührtsein und dieses tiefe Gefühl von Gemeinschaft, das hier entsteht, dann kann man nur sagen: Kunst ist der Kitt, der die Risse in der Gesellschaft wieder verbindet. Sie wirkt für das seelische Gleichgewicht Einzelner, aber auch unserer Gesellschaft extrem positiv. Für den Erhalt von Kunst steht die Politik in der Verantwortung: mit auch mittelfristiger finanzieller Hilfe für Künstler\*innen, Veranstalter\*innen und alle, die im Umfeld der Produktionen arbeiten, aber auch damit, Hygienemaßnahmen und Abstandsregeln – die natürlich notwendig sind – immer wieder auf ihre Sinnhaftigkeit hin zu prüfen.

Darauf freue ich mich, denn Kunst ist »lebensrelevant«! ●



Walter Heun, \*1962 in Hof, ist seit mehr als dreißig Jahren als Kulturmanager, Initiator und Produzent in der zeitgenössischen Tanz- und Performanceszene aktiv. Bereits in den 1980er-Jahren leitete Heun die Tanztage in München, war Mitbegründer der Tanztendenz München und gründete 1990 die Tanz- und Theaterproduktionsfirma JOINT ADVENTURES, mit der er u. a. jährlich in München die TANZWERKSTATT EUROPA umsetzt sowie im März diesen Jahres die TANZPLATTFORM DEUTSCHLAND veranstaltete. Mit dem NATIONALEN PERFORMANCE NETZ (NPN) gründete Heun ein Modell zur Förderung und Verbreitung von zeitgenössischem Tanz. Walter Heun war künstlerischer Berater und Programmplaner für verschiedene Festivals, künstlerischer Leiter von *luzertanz* am Luzerner Theater und von 2009 – 2017 Intendant des Tanzquartier Wien. Seit der Gründung 1997 ist er 1. Vorsitzender des Bayerischen Landesverbandes für zeitgenössischen Tanz.

Hinweis: Der vorliegende Text ist vor dem Lockdown im Oktober entstanden.

# Kunst! Du!

## Über, in und um die Künste – Nora Gomringer meint

Liebe Leserinnen und Leser,

während der ersten Wochen des »Lebens mit Corona« liefen zahlreiche Künstlerinnen und Künstler, Veranstalterinnen und Veranstalter zu Hochtouren auf. Es plopten Online-Foren, virtuelle Speakers Corners und Aufträge auf, die etwas mit Audio und/oder Video zu tun hatten. Alle gingen wir ins Netz, wurden dabei Fische, schwammen in Schwärmen umher, nur manche waren und blieben vereinzelt. Wir waren Haie und Tintenfische, Makrelen und Wale, viele waren staunenswert lebhaft Delfine. Ich war und blieb ein Taucher, aber so einer mit einer uralten Taucherglocke und mit Bleigürtel und -schuhen. Ich bewegte mich langsam und matt, behäbig und voller Kummer durch die Weiten des Netzes, war zur gleichen Zeit Telefonseelsorge und Kummerkastentante für befreundete Künstlerkollegen, versuchte, informiert und dabei ajour zu bleiben, obwohl es mich belastete. Ich bin heute noch zaghaft, selbst jetzt, da alle Lockerungen schon eine Neue Normalität eingeläutet zu haben scheinen. Wir halten Abstand, tragen Masken, verzieren und gestalten sie, wir sind nicht irritiert, traumatisiert, nein, wir machen weiter. Dieses »Wir« gibt es aber gar nicht. Sieht man ja, wenn man die Demonstrationen mitkriegt. Dem in diesen gefühlten Chaos-Tagen oft heraufbeschworenen Christoph Schlingensiefel hätten sie gefallen, diese bunten Aufstände, diese Schau der Disparität. Erst die Demos gegen das Tragen der Masken als Maulkörbe. Antidemokratisches Teufelszeug! Dann sehr viel offenes Demonstrieren unter den Fahnen von »Black Lives Matter« und nun langsam wieder Freitage, die für »future« ausgerufen werden und Schülerinnen und Schüler versammeln. Das haben wir gemeinsam: Große Gruppen. Unser Wir ist ein Konglomerat, kein Kollektiv. Ich gehöre zu den Tiefseetauchern, den Beobachtern und erst mühsam Meinung und Worte Findenden. Als mich einer der erwähnten wachen Veranstalter fragte, was ich in dieser bedrückenden Zeit als Trost empfinden würde, sagte ich: »Die Stimme meiner Mutter am Telefon, dass die Vögel immer noch die richtigen Töne treffen und dass man jetzt zunehmen kann und es lange erstmal keiner sieht.« Vor ein paar Tagen hat er mich an diese Aussage erinnert und ich muss zugeben, sie hält immer noch. Galeristen, denen die Absagen von Messen bevorstanden, begannen, Filme von den Räumen oder geplanten Ausstellungen in ihren Galerien aufzunehmen und sie zugänglich zu machen. Bücher wurden en masse in den ersten Wochen und in der Lockdown-Zeit gekauft und bestellt und ausgeliefert. Noch nie war das Gewissen der Couch-Potatoes so rein: Leben retten, gar die Weltlage entspannen, indem man sich nicht aus der Wohnung bewegt! Bizarre Gefühlsgrundlage. In den Kirchen wurden keine Gottesdienste für die Gläubigen gefeiert. Ein regelrechter Dispens von einem Gebot. Auch das wurde Thema bei der letzten Synodalsitzung, die eine Regionalkonferenz in München wurde, während parallel viele andere Mitglieder sich in Berlin, Ludwigsburg, Frankfurt usw. trafen. Wo waren die Priester, als in den Heimen der Alten und Siechen Beistand erbeten wurde? Nun sind wir nach den Phasen

»Schock« und »Anpassung« in der Phase »De Facto« angelangt und gehen mit allem um, wie wir es können und gelernt haben. Theater-, Kino- und Konzertsäle sind mit Sehnsüchtigen gefüllt, die es nicht abwarten konnten und nun Alleinsitzungsmerkmale aufweisen. »Als spielten sie nur für uns« – ist nun keine romantische Floskel mehr, es ist eine de facto-Realität. Dabei verstärken sich Privilegien, Ungleichheiten werden sichtbarer, wer einsam war, ist noch einsamer. Als mir alles zappenduster wurde, also in der »Schock«-Phase, sprach ich mit einer jungen Psychologin, die mir sagte, wie sehr sie nun von ihren schweren Fällen profitierte, von deren Wissen darum, mit Einsamkeit und Zurückgezogenheit klarzukommen. Und wie seltsam es für sie war, diesen Menschen kurz vorher noch Tipps zum erfolgreichen Verlassen ihrer Schneckenhäuser und Diogenes-Tonnen gegeben zu haben. Das Soziale anpreisen, das Vereinzelte skeptisch betrachten. So lernen wir's und lernen nun um. Zum Glück hat die Internetflut einen Badewannenstöpsel gezogen bekommen, auch wenn Jan Böhmermann das Digitale als das Demokratische preist, ist das Digitale kein Du, das alle anderen ersetzt. Es ist ein Über-Du, ein Unter-Du, ein Dark-Du, aber kein Nachbar über dem Zaun, keine Gemüsefrau, kein Frisör und kein guter Küsser. Ich wünsche Ihnen bald wieder den Gang durch eine Ausstellung, der Sie bereichert, einen Kinofilm, bei dem Sie lachen oder genüsslich heulen können. Ich wünsche Ihnen etwas, das Sie meint und entzündet! Feuer wofür, das bleibt noch die Frage, aber David Lynch hat den großartigen Satz »Fire walk with me« geprägt und für den braucht man's. ●



Nora-Eugenie Gomringer, Schweizerin und Deutsche, lebt in Bamberg. Sie schreibt, vertont, erklärt, souffliert und liebt Gedichte. Alle Mündlichkeit kommt bei ihr aus dem Schriftlichen und dem Erlauschten. Sie fördert im Auftrag des Freistaates Bayern Künstlerinnen und Künstler internationaler Herkunft. Dies tut sie im Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia. Und mit Hingabe. [nora-gomringer.de](http://nora-gomringer.de)

# Das Erklärstück

## — Eine Kaiserurkunde mit Goldsiegel, aber wo ist die Unterschrift des Kaisers?



Ferdinand ist elf Jahre alt und besucht die sechste Klasse eines Gymnasiums. In seiner Freizeit spielt er Handball und geht je nach Jahreszeit Segeln oder Skifahren. Geschichte und Archive findet er spannend. Im Mittelalter wäre er eher Mönch als Ritter geworden, vor allem, weil er für den Kaiser zu schreiben besser findet als in die Schlacht zu ziehen.



Dr. Laura Scherr hat Geschichte und Kunstgeschichte studiert und absolvierte die Bayerische Archivschule. Nach zehn Berufsjahren im Bayerischen Hauptstaatsarchiv leitet sie die Abteilung Archivbau, Bestandserhaltung, Öffentlichkeitsarbeit in der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns.

Wow, eine Urkunde mit einem Siegel aus Gold. Die ist bestimmt sehr wertvoll!?

Natürlich ist die wertvoll, allerdings steht für uns Archivare nicht der materielle Wert im Mittelpunkt, sondern der Inhalt und die rechtliche Bedeutung. Ein einfacher Zettel kann genauso wichtig und rechtserheblich sein wie eine besonders schön ausgestaltete prachtvolle Urkunde. Für die Ausstellung einer Urkunde und für das Siegel musste derjenige bezahlen, für den die Urkunde bestimmt war. Das ist so ähnlich wie heute, wenn Du auf die Gemeinde gehst und Dir zum Beispiel eine Geburtsurkunde ausstellen lässt, die musst Du auch selbst bezahlen. Die Stadt Nürnberg war im Mittelalter sehr wohlhabend und konnte es sich leisten, sich eine Urkunde mit einem Siegel aus Gold ausstellen zu lassen. Für die Gültigkeit der Urkunde hätte ein Wachssiegel ausgereicht.

Ist das Siegel wirklich aus purem Gold?

Was hat das denn gekostet?

Was das genau gekostet hat, kann ich Dir leider nicht beantworten, billig war es bestimmt nicht. Das Siegel ist nur außen aus Gold, innen hat es einen Wackskern. Auf der Vorderseite sieht man den Kaiser auf seinem Thron, auf dem Kopf die Krone, in den Händen Reichsapfel und Szepter. Auf der Rückseite ist die Stadt Rom abgebildet. Die Darstellung ist sehr idealisiert, also nicht wie heute auf einer Fotopostkarte, sondern eher wie mit einer ganz einfachen Zeichnung.

Um was geht es denn eigentlich in der Urkunde?

Kaiser Heinrich VII. hat die Urkunde vor über siebenhundert Jahren für die Stadt Nürnberg ausstellen lassen. Die Stadt erhielt vom Kaiser besondere Rechte übertragen, wahrscheinlich als Gegenleistung für einen finanziellen Zuschuss zu seiner Reise nach Rom.

Was wollte Heinrich denn in Rom?

In Rom, dem Sitz des Papstes, wurden bis auf wenige Ausnahmen die römisch-deutschen Kaiser vom Papst gekrönt. Heinrich VII. war insofern eine Ausnahme, als er zwar in Rom, aber nicht vom Papst, sondern von Kardinälen gekrönt wurde. Der Papst war zu dieser Zeit in Avignon. Leider ist Heinrich die Reise nach Italien nicht wirklich gut bekommen, ein Jahr nach seiner Krönung ist der Kaiser in der Nähe von Pisa an der Malaria gestorben.

Hat der Kaiser die Urkunde selbst geschrieben?

Nein, dafür hatte er eine Kanzlei mit Schreibern, in der Regel Geistliche.

Hat der Kaiser wenigstens selbst unterschrieben?

Fast. Ziemlich am Ende der Urkunde siehst Du ein Quadrat aus Buchstaben. Das ist das sogenannte Monogramm, zusammengesetzt aus den Buchstaben des Namens. Der Kaiser selbst ergänzte nur einen Strich oder ein Häkchen, den sogenannten Vollziehungsstrich. Man nimmt an, dass viele Könige und Kaiser im Mittelalter nicht schreiben konnten. In Archiven findet man aber auch Urkunden, bei denen der Vollziehungsstrich im Monogramm fehlt. Das war anscheinend gar nicht so schlimm, zumindest solange die Urkunde selbst und das Siegel in Ordnung waren. Das wichtigste Beglaubigungselement im



Urkunde Kaiser Heinrichs VII. für die Reichsstadt Nürnberg, 13. Juni 1313, Pisa, Staatsarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg, Kaiserliche Privilegien 15.

Die Urkunde ist derzeit in der Ausstellung *Brief und Siegel. Glaubwürdigkeit und Rechtskraft, gestern und heute* in den Ausstellungsräumen des Bayerischen Hauptstaatsarchivs (Ludwigstraße 14, 80539 München) zu sehen.

Öffnungszeiten: Sonntag bis Freitag von 10 bis 18 Uhr, Eintritt frei.

Weitere Informationen unter [gda.bayern.de](http://gda.bayern.de)



Mittelalter war das Siegel. Anders als heute hielt man in einer Urkunde im Mittelalter häufig nur ein bereits mündlich und symbolisch vollzogenes Rechtsgeschäft fest. Die Urkunde ist also ein Beweis für später, aber sie ist im Moment des Geschäfts nicht ganz so wesentlich. Mit der Unterschrift und ihrer Entwicklung ist es generell so eine Sache... In spätrömischen Urkunden war sie wichtig, im Frühmittelalter verschwindet sie und taucht dann langsam über den Vollziehungsstrich im Hochmittelalter und »Handzeichen« in der Frühen Neuzeit wieder auf. Die Unterschrift, wie wir sie kennen, kommt erst später. Im 19. Jahrhundert löst die Unterschrift das Siegel als wichtigstes Beglaubigungselement wieder ab. Wenn man heute einen Vertrag abschließt, dann unterschreibt man, Siegel werden fast nur noch von Behörden und Notaren benutzt.

Warum ist denn da ein zweites Monogramm auf der Urkunde? Oh, jetzt wird es ein bisschen kompliziert. Die Stadt Nürnberg hat natürlich nicht nur von Kaiser Heinrich Rechte oder etwa Grundbesitz bekommen, auch frühere Kaiser brauchten Geld und Unterstützung. Damit nicht in Vergessenheit gerät, was früher schon versprochen, »verbrieft« worden war, oder zur Bestätigung sind in vielen Urkunden ältere Urkunden ganz ab-

geschrieben oder in Teilen zitiert. Man nennt das dann »Insert«. Die Rechte, die Heinrich an Nürnberg verleiht, hatte die Stadt schon von Kaiser Friedrich II., hundert Jahre früher, erhalten. In unserer Urkunde wurde sogar das Monogramm der älteren Urkunde abgezeichnet, das zweite Monogramm ist das von Friedrich II.

Also wirklich lesen kann ich da nur »Henricus«... die Schrift ist komisch und das ist Latein oder?

Ja, das ist Latein. Im 14. Jahrhundert und dann besonders unter Heinrichs Nachfolger, Ludwig dem Bayern, werden aber schon Urkunden in deutscher Sprache ausgestellt. Bei der Schrift kann ich Dich beruhigen, wirklich lesen konnten das selbst im Mittelalter nur sehr wenige. Obwohl die Schrift sehr schön ist und – wenn man es kann – gut zu entziffern. Außerdem hat eine Urkunde viele feste Textelemente, die sich kaum oder nur sehr wenig verändern, heute kann man das am ehesten mit einem Formular vergleichen. Das wirklich Spannende steht meistens eher in der Mitte. Am Schluss wird aufgezählt, wer, wo die Urkunde ausgestellt hat und welche Zeugen dabei waren. Historiker lernen das Lesen älterer Schriften im Studium bzw. Archivare spätestens an der Archivschule.



*Tapeloop-Ensemble, 2018, MASS 3, The Performance Agency /Supportico Lopez/Archivio Conz, Berlin*

# Was uns verbindet

Wenn man »Was uns verbindet« und »Corona« googelt, stößt man sehr schnell auf einen Verein, der das WIR und das UNS ganz großschreibt – und dem die Bekämpfung der Corona-Maßnahmen wichtiger ist als die Bekämpfung der Pandemie selbst. Etwas später findet man eine Website, deren Gründer sich dem Verbinden von Menschen per Telefon oder Skype gegen die Einsamkeit in der Corona-Zeit verschrieben hat. Fabio, ein Redakteur auf Jobsuche, will damit einen Beitrag für die Gesellschaft leisten. In diesem Spannungsfeld spielt sich Verbinden und Verbünden in der Pandemie ab. Diese Ausgabe von Aviso erkundet einige elementare Koordinaten, die gemeinhin für die Verbundenheit von Menschen stehen, unter pandemischer Perspektive: Kommunikation. Empathie. Berührung. Solidarität. Arbeiten in der Gruppe, wissenschaftlich, künstlerisch. Das merkwürdige Zusammenwirken zwischen Kooperation und Konkurrenz, das solche Prozesse ausmacht. Das erstaunliche Phänomen der Gleichzeitigkeit von größerer Distanz und engerem Zusammenrücken, das diese Pandemie mit sich bringt. Der Ersatz der physischen durch die virtuelle Berührung und die wachsende Bedeutung der sozialen Medien im Erleben der Beziehungsnetze. Wie wir uns an das neue Zusammensein per Videokonferenz gewöhnt haben, an Partizipation an Kulturereignissen über den Bildschirm. Wie auch an die hohe Schlagzahl. Die zermürbenden Unwägbarkeiten. Viele gelangen in diesen Tagen der zweiten Welle an die Grenze des eigentlich Leistbaren und Aushaltbaren. Wir müssen aufeinander aufpassen, und auf uns selbst.

*Ihre Aviso-Redaktion (ed)*

# Šiška



Visualisierung des Kunst am Bau-Projekts des Kollektivs Šiška für das Jugendhaus des Bistums Regensburg, 2020

## das Regensburger Kunstkollektiv um Jonas Höschl, Barbara Sophie Höcherl und Christian Kölbl



Šiška ist ein pluralistisches Kunstkollektiv, welches 2014 um die Künstler\*innen Barbara Sophie Höcherl, Christian Kölbl, David Greßlinger, Jonas Höschl, Max Grünauer und Peter Stolz in Regensburg gegründet wurde. Bereits 2015 entsandte das Kulturreferat das Kollektiv als Delegierte der Stadt auf das Kulturforum in Aberdeen.

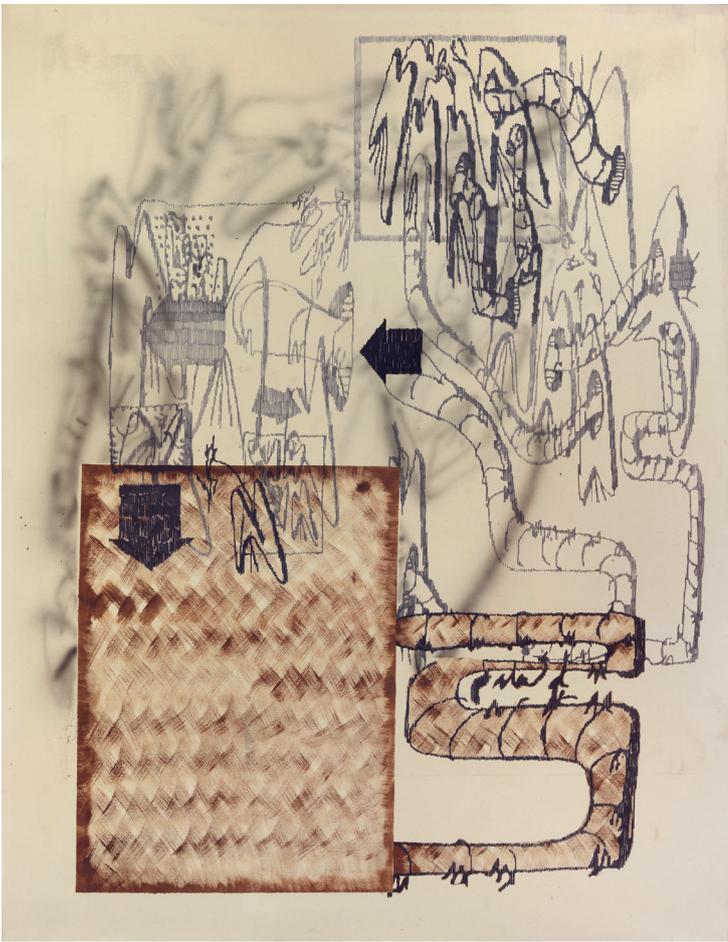
Aktuell arbeitet der aktive Kern von Šiška an einem Kunst am Bau-Projekt für das Jugendhaus des Bistums Regensburg. Dabei wird der Aktualisierungsprozess der Institution selbst bearbeitet. Im Zentrum steht dabei eine Fläche der Skulptur, die jährlich mit der Pantone-Trendfarbe erneuert wird. Die Erneuerung durch scheinbar modische Mittel und damit das Streben danach, zeitgenössisch und marktrelevant zu sein, wird hierdurch zum rituellen Akt. Die Skulptur von Šiška hierfür zur Kulisse.

Barbara Sophie Höcherls Arbeiten sind primär skulpturaler und installativer Praxis und loten Grenzen in Bezug auf Form, Material und Ästhetik aus. Ihr Werk ist in erster Linie von den Qualitäten des Materials und dessen Verwendung geprägt. Es ist ein Spiel der Balance zwischen organischen und anorganischen Elementen, Naturbausteinen und Restbeständen aus unserer materialistischen Konsumgesellschaft. Ihre Arbeiten fordern, v. a. was die Dechiffrierung des verwendeten Materials betrifft, zu einer erheblichen Eigenleistung heraus.

Christian Köbls Arbeiten agieren in Zwischenräumen der Umcodierung, indem sie nicht nur gesamtgesellschaftliche Phänomene der Prekariisierung und Neoliberalisierung thematisieren – von Singularisierung einerseits und Vernetzung andererseits –, sondern zugleich systemisch die Strukturen des eigenen künstlerischen (Zusammen-)Arbeitens reflektieren. In Form und Material der Quasi-Objekte wird die Wertschöpfungslogik zeitgenössischer Ästhetiken innerhalb und außerhalb des Kunstsystems untersucht und zugleich freigelegt.

Jonas Höschls Arbeiten befragen aktuelle gesellschaftliche Strukturen, Abhängigkeiten und Missstände sowie wiederum deren Einschreibungen in künstlerische Möglichkeiten, die versuchen diese festzuhalten. Nicht ohne sich darin auch selbst einzuschreiben: Einerseits als Autor, andererseits als Akteur sichtbar, lässt er mit seinen Fotografien und Druckgrafiken Selbsterlebtes mit Formen medial vermittelter bis propagandistisch verzerrter Wahrnehmung ineinanderfließen.





linke Seite:

oben: Christian Kölbl in Kooperation mit Mara Gnädinger, Jonas Roßmeißl, Malte Urban, Patrick Liebisch und Tobias Klett *AGGREGATE SATISFACTION (boxing)*, 2020, mixed media, Maße flexibel

unten links: Barbara Sophie Höcherl, o. T., 2020, Teig, Naturpigment, Latex, Kette, Maße variabel

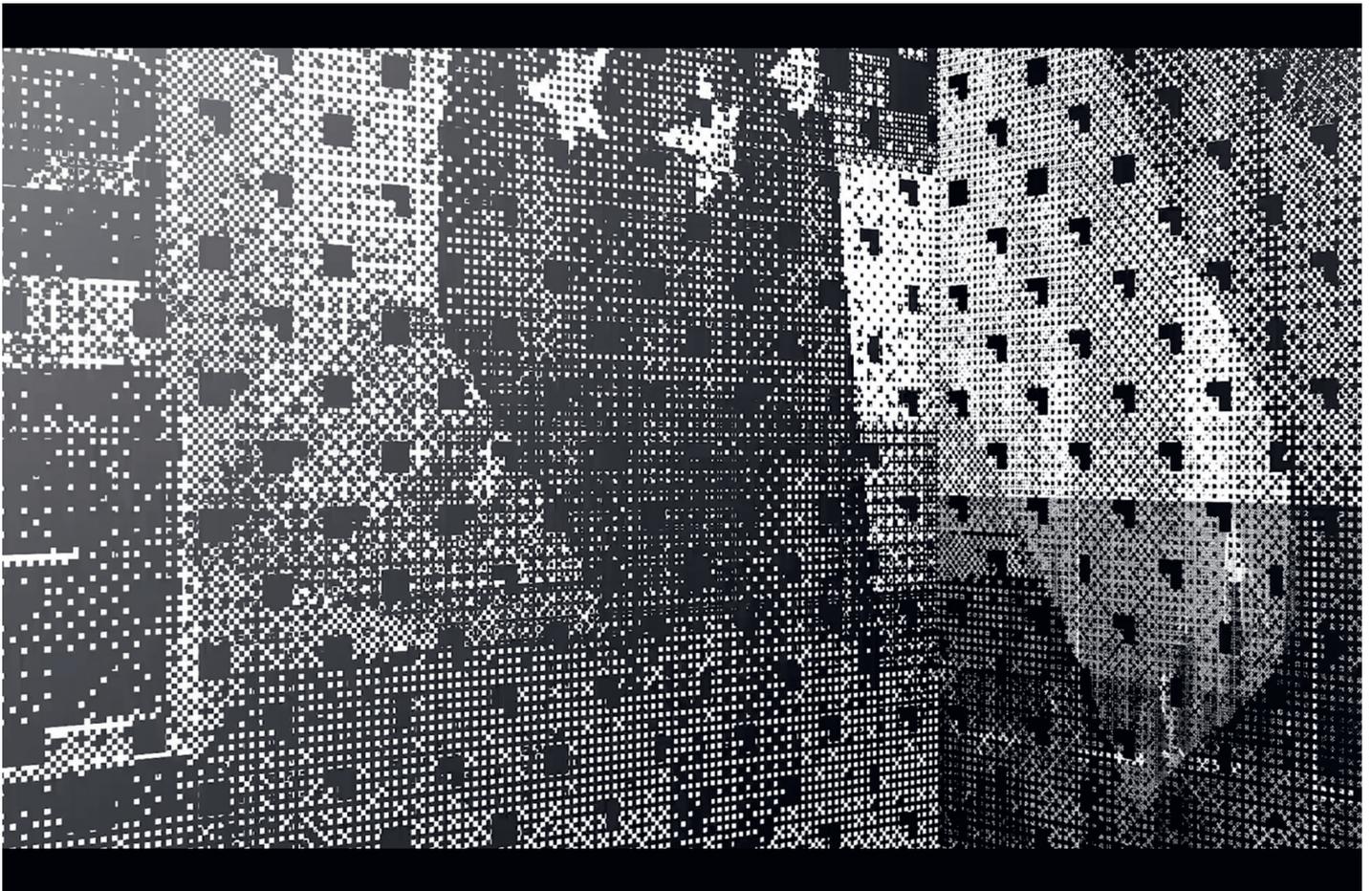
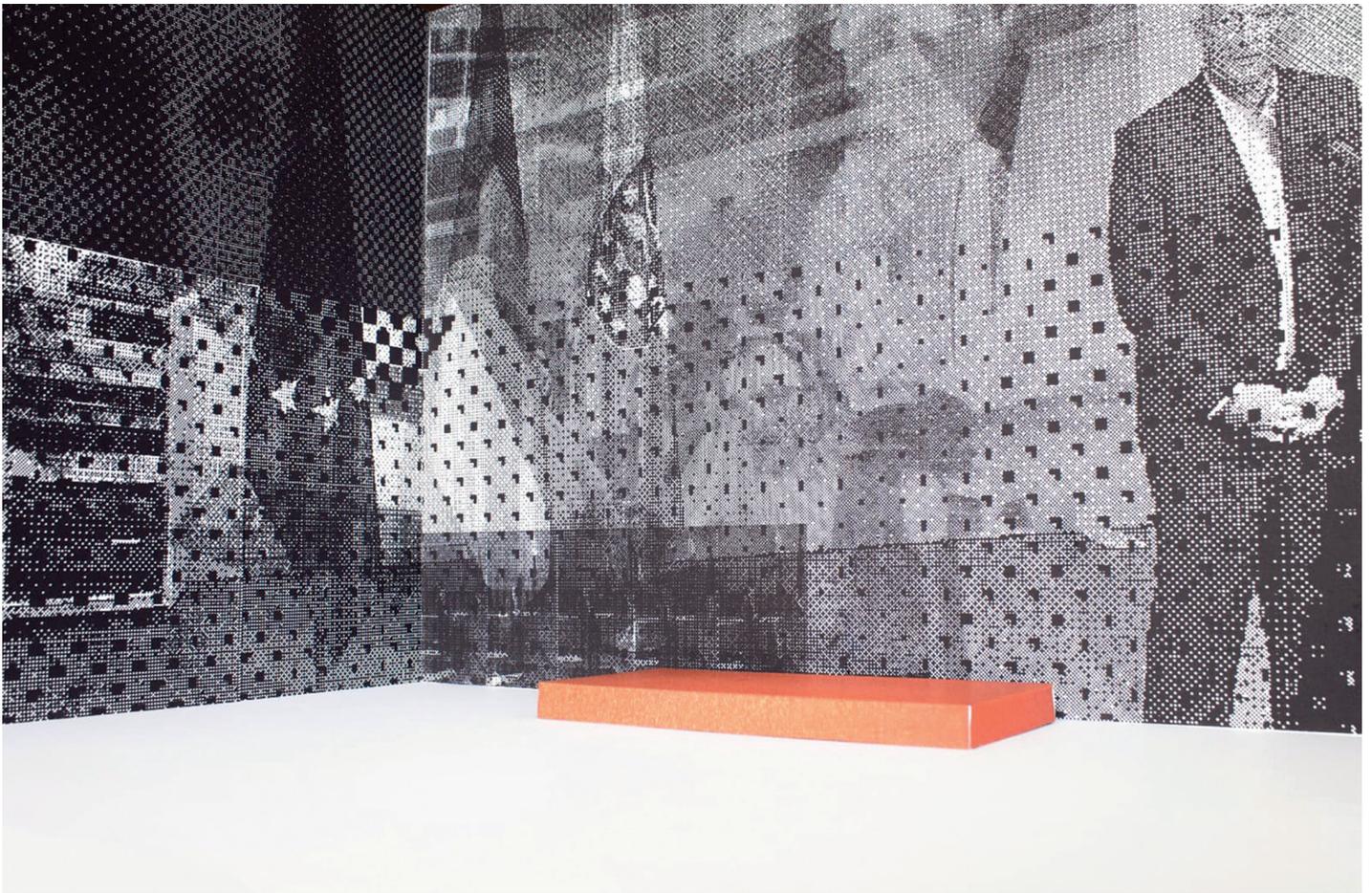
unten rechts: Christian Kölbl *AGGREGATE SATISFACTION*, 2020, mixed media, Maße flexibel

rechte Seite:

oben : Christian Kölbl *Accelerate Verdauung*, 2019, Marker, Airbrush und Öl auf Leinwand, 130 x 180 cm

unten: Jonas Höschl in Kooperation mit Tydings McClary (Sound Production) *Fade Away Medley*, 2020, Soundarbeit auf Schallplatte, 27:56 min





oben: Jonas Höschl @ ck\_offspace *Das Wort Krise besteht im Chinesischen aus zwei Schriftzeichen*, 2020, Ausstellungsansicht, kuratiert von Christian Kölbl  
unten: Jonas Höschl in Kooperation mit Felix Neumann (Animation Design) und Kalas Liebfried (Sound Production) *Das Wort Krise besteht im Chinesischen aus zwei Schriftzeichen*, 2020, Video- und Soundarbeit , 09:17 min





# Kooperation, Konkurrenz, Pandemie

An der LMU München und in Jena erforscht eine DFG-Forschungsgruppe Wissenschaft zwischen Kooperation und Konkurrenz – die Corona-Pandemie stellt sie vor neue Herausforderungen

Text: Dana von Suffrin  
Illustration: Lucia Schmuck

Vanessa Osganian ist an einem heißen Tag Ende August erleichtert, dass der Betrieb an ihrer Arbeitsstätte, dem Deutschen Museum in München, nun wieder fast wie vor der Corona-Krise weitergeht. Als Mitte März in Bayern der Katastrophenfall verhängt wurde und das öffentliche Leben fast zum Erliegen kam, wurden die Auswirkungen auf den Alltag der Historikerinnen und Historiker, die in der DFG-Forschungsgruppe *Kooperation und Konkurrenz in den Wissenschaften* seit 2017 zu den Handlungsmodi wissenschaftlicher Arbeit forschen, schnell sichtbar. Aus Oberseminaren wurden Zoom-Meetings, auch Lehrveranstaltungen und Disputationen wurden nun online durchgeführt. Die 29-jährige Historikerin Osganian promoviert seit zwei Jahren zur Allianz der Wissenschaftsorganisationen, einem Zusammenschluss der bedeutendsten Wissenschafts- und Forschungsorganisationen in Deutschland, und untersucht, wie es den darin versammelten Institutionen gelang, konkurrierende Interessen miteinander abzustimmen. »Auf mich hat die Pandemie starke Auswirkungen«, erzählt sie. »Eine Tagung, zu der ich eingeladen wurde, musste wegen der Kontaktbeschränkungen leider kurzfristig verschoben werden. Außerdem wollte ich im Frühjahr Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen führen – auch das war wegen der Pandemie so nicht möglich. Aber ich hatte Glück im Unglück, denn nahezu alle meiner Interviewpartner waren bisher bereit, auf Videokonferenzen oder Telefonate umzusteigen.«

Ihre Kollegin, die 30-jährige Doktorandin Anna Klassen, die an der Universität Jena zur Regulation der Gentechnologie in den 1970er- und 80er-Jahren forscht, hatte ähnliche Probleme: Auch sie musste überstürzt einen Forschungs- und Archivaufenthalt in Berlin abbrechen. Zurück in Jena war der Arbeitsalltag von einem auf den anderen Tag verändert: Der Zugang zur Universitätsbibliothek war geschlossen, Veranstaltungen fielen aus. Anna Klassen machte aus der Not eine Tugend und versuchte, dem Lockdown positive Aspekte abzugewinnen: Ziemlich isoliert, fast ohne Ablenkung, war nun Zeit und Konzentration vorhanden, sich mit Arbeiten zu befassen, die man im hektischen Alltag lange aufgeschoben hatte. Anna Klassen konnte endlich wochenlang ungestört ihre schon vor der Krise gesammelten Quellen – Fotografien aus dem Bundesarchiv und Scans von Kommissionsunterlagen – durchsehen.

## Der Wissenschaftsbetrieb unter Beobachtung: Jeder gegen jeden?

Osganian und Klassen erforschen, wie Wissenschaftler oft zugleich kooperativ und konkurrierend handeln. Kooperation meint das Zusammenwirken von zwei oder mehreren Akteuren, die ein Ziel verfolgen, das sie im Alleingang nicht oder nur ungleich schwerer erreichen können. Konkurrenz hingegen impliziert, dass Akteure ihr Ziel nur dann erreichen

# Konkurrenz galt bei Watson häufig als Motor der Wissenschaft und als Antrieb, Großes zu leisten.

können, wenn andere es verfehlen. Wie Konkurrenzsituationen sind auch Kooperationsverhältnisse instabil: Sobald eine der beteiligten Parteien den Eindruck gewinnt, sie könne ihr Ziel auch ohne die anderen erreichen, werden Kooperationspartner schnell zu Konkurrenten.

Ein Schwerpunkt der Forschungsgruppe sind die Lebenswissenschaften im letzten Viertel des 20. Jahrhundert. Besonders lehrreich ist die Untersuchung des internationalen Humangenomprojektes, das sich zwischen 1990 und 2003 die Entschlüsselung des menschlichen Erbgutes zur Aufgabe gemacht hatte und an dem zahlreiche Verschränkungen von Kooperation und Konkurrenz sichtbar werden. Der Name des Projekts täuscht darüber hinweg, dass das Humangenomprojekt nie eine global angelegte Initiative war, sondern vielmehr in Einzelinitiativen zersplitterte, die nicht immer harmonisch zusammenarbeiteten. Hunderte von Forscherinnen und Forschern, die in dutzenden Laboren weltweit arbeiteten, waren beteiligt. Schon früh kam es zu Reibungen: Manche Wissenschaftler sahen das Humangenomprojekt als Chance zur »Egogradifizierung«, beteiligte Nationen – wie übrigens auch einige Stimmen in Deutschland – sahen es als knallharten Wettbewerb, der möglichst große ökonomische Vorteile mit sich bringen sollte.

Auch die wissenschaftliche Arbeit selbst stand unter den Vorzeichen von Kooperation und Konkurrenz: Man arbeitete in großen, oft stramm hierarchisch organisierten Teams, man musste sich über die Arbeit mit anderen Forscherteams stets absprechen, um doppelte Arbeit zu vermeiden. Die generierten Daten wurden in einer zentralen Datenbank gespeichert – damit wurde einzelnen Wissenschaftlern die Möglichkeit genommen, sich durch die Veröffentlichung generierter Daten, etwa in wissenschaftlichen Zeitschriften, persönlich zu profilieren. Weil nicht alle Wissenschaftler Daten lieferten, wurde in Sachen »Data-Sharing« ein Treffen auf den Bermudas einberufen, auf dem sich die Gemeinschaft der Genomforscher 1996 auf die sogenannten *Bermuda Principles* einigte. Man beschloss, dass alle aus öffentlichen Projekten generierten Daten auf einer Online-Plattform binnen 24 Stunden zur Verfügung und so der wissenschaftlichen Gemeinschaft zugänglich gemacht werden sollten.

Doch auch diese von den Wissenschaftlern selbst eingeführte Konvention konnte nicht alle Spannungen verhindern. Für besonders viel Empörung sorgte der Fall von Craig Venter, der aus dem staatlich finanzierten amerikanischen Humangenomprojekt ausscherete, seine eigene Firma gründete und in offenen Wettbewerb mit seinen ehemaligen Mitstreitern trat. Dieser Fall bezeugt, wie instabil Kooperationen (und auch Konkurrenzen) sein können, wenn ein Kooperationspartner der Meinung ist, das Ziel auch alleine erreichen zu können.

## Wissenschaftler zwischen Kooperation und Konkurrenz

Wissenschaftler inszenieren sich gerne medial als Teamplayer, doch ein Blick in die Quellen zeigt oftmals die komplexe Verquickung von Kooperation und Konkurrenz. Der US-amerikanische Nobelpreisträger James Watson zum Beispiel hat in seinem 1968 erstmals erschienen autobiographisch gefärbten Sachbuch »Die Doppelhelix«, das die Entdeckung der Struktur der DNA nachzeichnet, beschrieben, welche Motive For-

scher leiten. Watson beschrieb, zum Vergnügen zahlreicher Leser, nicht nur hehre Ziele wie die Suche nach Wahrheit und Wissen, sondern auch das Vergnügen an Herausforderung und Wettbewerb und Auseinandersetzungen, aber auch der Suche nach Anerkennung und Freundschaft. Watson stellte in seinem Werk ambivalente Gefühle zu den Kollegen, mit denen er zusammenarbeitet, dar; er berichtete gleich als Einstieg in das Buch von den Eitelkeiten und dem angeblich übergroßen Ego seines Mitstreiters Francis Crick. Kooperation und Konkurrenz gingen bei Entdeckung der Doppelhelix offensichtlich Hand in Hand. Konkurrenz galt bei Watson häufig oft als Motor der Wissenschaft und als Antrieb, Großes zu leisten. Doch Watson musste, um überhaupt konkurrenzfähig zu sein, mit anderen Wissenschaftlern kooperieren.

Der Soziologe Robert Merton rezensierte Watsons Buch im Jahr seines Erscheinens für die *New York Times* und betonte dabei die sozialen Prozesse, die hinter wissenschaftlichem Erfolg standen. Wettbewerb und geistiges Eigentum waren in seinen Augen schon immer Teil der modernen Wissenschaft. Die Frage, warum Wissenschaft oftmals so kompetitiv war, hatte Merton zufolge nur für den oberflächlichen Beobachter damit zu tun, dass die Forschung nun einmal dazu neigte, egoistische, streit- und ruhsüchtige Personen anzuziehen. Vielmehr sah Merton das konkurrierende Verhalten von Forschern im Wissenschaftssystem selbst begründet. Das ultimative Ziel der Wissenschaft war Merton zufolge Originalität – und als besonders originell gelten Wissenschaftler, die zuerst auf eine Idee oder einen Fund stoßen. Wissenschaftliche Anerkennung habe also weniger mit persönlicher Ambition zu tun, sondern sei eher Symbol und Belohnung für besonders erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit – die jedoch immer stark durch Ko-

An der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU), dem Deutschen Museum (DM), dem Institut für Zeitgeschichte (IfZ) und der Friedrich-Schiller-Universität Jena hat sich eine DFG-Forschungsgruppe konstituiert, die sich in historischer Perspektive dem Verhältnis von Kooperation und Konkurrenz in den Wissenschaften widmet. Sprecherin ist Prof. Dr. Kärin Nickelsen, Inhaberin des Lehrstuhls für Wissenschaftsgeschichte an der LMU München. Das Projekt wird Ende 2020 in eine zweite Phase überführt, an der auch die RWTH Aachen beteiligt sein wird. [kooperation-und-konkurrenz.geschichte.uni-muenchen.de/](http://kooperation-und-konkurrenz.geschichte.uni-muenchen.de/)

operation geprägt sei. Merton hatte schon in den 1940er Jahren zur Zusammenarbeit von Wissenschaftlern geforscht. Für ihn war Wissenschaft und das Streben nach Erkenntnis von einer »competitive cooperation« gekennzeichnet, dieses Wechselspiel sah er durch ein festes System wissenschaftlicher Normen stabilisiert.

Auch die Sprecherin der DFG-Forschungsgruppe, Kärin Nickelsen, plädiert für eine Untersuchung beider Handlungsmodi: Die Tour de France etwa erscheine zunächst als Wettkampf aller gegen alle, den letztlich nur ein Fahrer gewinnen könne. Sieht man jedoch genauer hin, beruhe auch dieser Wettkampf auf klaren Absprachen und auch informellen Konventionen: »Zu sehen ist dies etwa beim Windschattenfahren im Pulk, wo eigentlich konkurrierende Fahrer abwechselnd, in festgelegter Abfolge die Führungsarbeit gegen den Wind leisten«, erklärt sie. So können sogar egoistische, zweckrationale Motive zur Koordination oder sogar Kooperation führen.

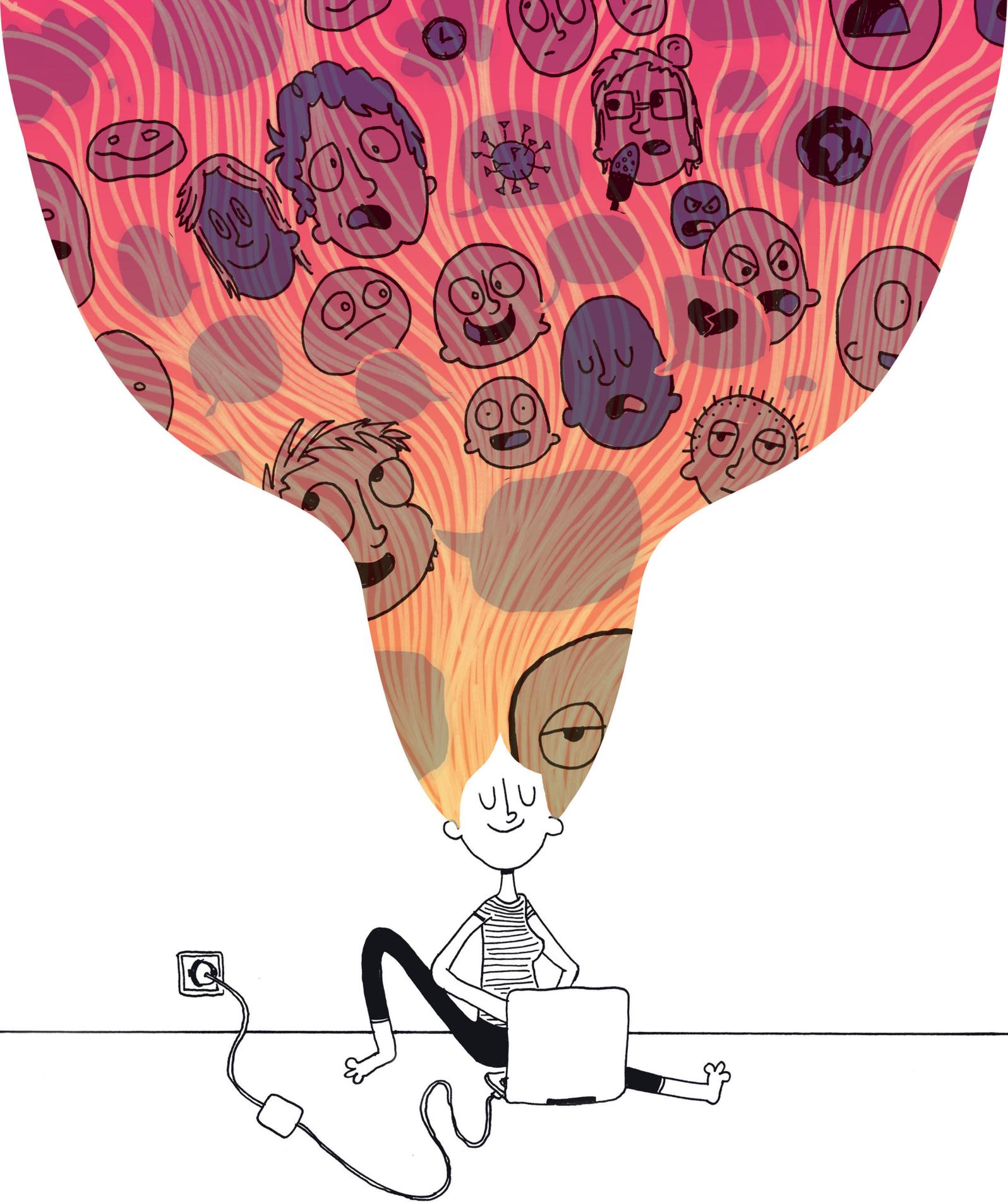
Wissenschaftlichen Akteuren sollte bewusst sein, dass Kooperations- und Konkurrenzverhältnisse zum Teil gestaltet werden können – und diese Spuren möglicherweise künftigen Generationen von Wissenschaftshistorikern sichtbar werden. Den Historikerinnen der DFG-Forschungsgruppe ist das bewusst: Vanessa Osganian hat sich in den letzten drei Jahren nicht nur damit beschäftigt, wie die Akteure ihrer historischen Studie zusammenarbeiteten oder miteinander konkurrierten, sondern hat auch begonnen, immer häufiger ihr eigenes Verhalten, ihre eigene Rolle im wissenschaftlichen Betrieb und die Mechanismen, die ihn stützen, zu hinterfragen. »Auf einer Metaebene waren uns manche der Zusammenhänge, die wir jetzt historisch erforschen, vielleicht schon bewusst: Schließlich betreffen uns Kooperation und Konkurrenz auch in unserer täglichen wissenschaftlichen Arbeit. Manchmal bewerben wir uns gleichzeitig um dieselben Fördergelder, dann bitten wir Kollegen um Feedback zu Textmanuskripten. Im Alltag habe ich diese Ebene oft gar nicht wirklich wahrgenommen, erst durch die Arbeit in der Forschungsgruppe hat sich mein Blick dafür geschärft«, erzählt Osganian. »In meinem Studium wurden die Grundlagen des eigenen Handelns im Wissenschaftsbetrieb nicht hinterfragt, ich finde es nicht verwunderlich, dass ich durch die Arbeit in der Forschungsgruppe reflektierter geworden bin«, ergänzt sie. Doch wie lässt sich die historische Realität nun am besten abbilden? Anna Klassen und Vanessa Osganian suchen auf diese Frage Antworten in Archiven, in Zeitschriften, in Egodokumenten und Interviews. ●



Prof. Dr. Kärin Nickelsen ist nach Stationen in Göttingen, Bern und Berlin seit dem Wintersemester 2011/12 Professorin für Wissenschaftsgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität. In ihrer Forschung konzentriert sie sich auf die Geschichte der experimentellen Lebenswissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert, auf die klassische Naturgeschichte um 1800, auf Prozesse der wissenschaftlichen Modellbildung und auf individuelle und kollektive Forschungsmethodologie.



Dr. Dana von Suffrin ist Wissenschaftshistorikerin und seit 2017 Koordinatorin der DFG-Forschungsgruppe. Ihre Dissertation handelt von der Rolle von Wissenschaft im frühen Zionismus, nun arbeitet sie zur Geschichte der Lebenswissenschaften in den 1980er und 1990er Jahren.



# Mediale Kommunikation verbindet – gerade in der Coronakrise

Das, was uns verbindet, entsteht normalerweise im kommunikativen Austausch. Das Kennenlernen neuer Menschen, das Aufbauen von sozialen Beziehungen, der Austausch gemeinsamer Erinnerungen: Kommunikation verbindet und schafft Nähe.

Text: Susanne Kinnebrock  
Illustration: Marco von Rotenhan

**O**ft wird Kommunikation von Medien getragen, die Vorortpräsenz von Personen wird zunehmend zum Sonderfall. Wir telefonieren, schreiben E-Mails, tauschen Nachrichten und Bilder über Soziale Medien aus und versuchen dabei, Emotionen durch Emojis auszudrücken. Soziale Medien ermöglichen es zudem, Beziehungen zu sehr viel mehr Personen aufrechtzuerhalten als in prädigitalen Zeiten. Ähnliches leisten auch die klassischen Massenmedien für die öffentliche Kommunikation. Über Presse, Fernsehen, Radio

und Nachrichten-Sites erfährt man, welche Themen eine Gesellschaft gerade bewegen, welche Lösungen für gesellschaftliche Probleme denkbar sind bzw. wie die Repräsentanten verschiedener gesellschaftlichen Gruppen dazu stehen. Selbst wenn Kritik aufkommt, dass Medien relevante Problemaspekte oder wichtige Meinungen ausblenden, so schaffen Massenmedien doch gemeinsame Themen. Und das Wissen um die gemeinsamen Themen sowie deren (oft kontroverse) Debatte verbindet eine Gesellschaft.

## Intensivierung der Kommunikation in der Coronakrise

Die Coronakrise hat die Kommunikation über Medien nochmals intensiviert – dies gilt für private, berufliche sowie öffentliche Kommunikation. Ein wichtiges Medium der öffentlichen Kommunikation ist das Fernsehen und insbesondere die öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Informationssendungen erlebten in der Hochphase der Krise eine Renaissance. So erreichte die 20-Uhr-Tagesschau allein im Ersten Deutschen Fernsehen von März bis April 2020 jeden Abend durchschnittlich sieben statt fünf Millionen Zuschauerinnen und Zuschauer, zeitweise wurde die Tagesschau von fast 10 Millionen Menschen im Ersten angeschaut. Ebenso erzielten die zahlreichen Sondersendungen und Talkrunden der öffentlich-rechtlichen Sender beachtliche Einschaltquoten. Die Presse profitierte insofern, als ihre Webauftritte fast ein Drittel mehr Zugriffe verzeichneten, wobei v. a. aktuelle Nachrichten und Gesundheitsinformationen angeklickt wurden. Und als wirklich ungewöhnlich kann der Erfolg des NDR-Podcasts *Das Coronavirus-Update* mit Christian Drosten gelten, in dem der Leiter der Virologie der Berliner Charité Fragen zum Coronavirus und Pandemieverlauf beantwortet. Der Podcast erscheint seit dem 26. Februar und seine ersten 39 Folgen wurden allein bis zum 8. Mai 41 Millionen Mal abgerufen. Solche Abrufzahlen werden normalerweise allenfalls im Comedy- und Unterhaltungsbereich erzielt, für ein eher sperriges Wissenschaftsformat sind sie außergewöhnlich. All diese Zahlen deuten darauf hin, dass sich mit Aufkommen des Coronavirus Aufmerksamkeiten und Themeninteressen verschoben haben. In Situationen der allgemeinen Bedrohung wächst in der Bevölkerung das Bedürfnis nach möglichst zuverlässiger Information, dies zeigte sich einmal mehr in der Coronakrise.

## Veränderte Wissensbestände

Dabei verändern sich auch Wissensbestände innerhalb von Gesellschaften. Auf dem (vorläufigen) Höhepunkt der Coronakrise im März und April 2020 gerieten neue Akteure aus der Wissenschaft, v. a. der Virologie und Epidemiologie, ins Rampenlicht der Öffentlichkeit und vermittelten nicht nur abstrakte Studienbefunde über das Virus und seine Verbreitung, sondern auch innerwissenschaftliche Qualitätssicherungsmaßnahmen. Die Hintergründe von Peer-Review-Verfahren beispielsweise dürften lange Zeit eher Insidern bekannt gewesen sein, im Zuge der Coronakrise wurden sie aber auch Thema in den tagesaktuellen Nachrichtenmedien, die nun säuberlich zwischen Studien im Preprint-Stadium und bereits begutachteten Studienpublikationen unterschieden.

## Vorläufigkeit wissenschaftlichen Wissens

Mit den Ungewissheiten, die neue Phänomene wie Covid-19 zwangsläufig mit sich bringen, und mit der Vorläufigkeit allen wissenschaftlichen Wissens taten sich die tagesaktuellen Nachrichtenmedien hingegen schwer – und griffen bei der Einordnung von Forschungsbefunden immer wieder auf klassische Medienlogiken zurück. Ein Beispiel ist der Fokus auf Personen und deren (vermeintliche) Konflikte (z. B. Christian Drosten

vs. Hendrik Streeck in Sachen Heinsberg-Studie) oder auch die Skandalisierung exponierter Forscherpersönlichkeiten (dies geschah z. B. im Rahmen des viel diskutierten und inzwischen vom Deutschen Presserat gerügten Bild-Artikels vom 25. Mai 2020 *Fragwürdige Methoden: Drogen-Studie über ansteckende Kinder grob falsch*). Auch die große Aufmerksamkeit, die aktuell den Corona-Demonstrationen geschenkt wird, kann als Rückgriff auf Medienlogiken interpretiert werden, denn ein singuläres provokantes Protestereignis ist eher eine Nachricht wert als die auffallend breite und anhaltende Unterstützung der Corona-Maßnahmen durch die bundesdeutsche Bevölkerung.

## Corona als verbindendes Thema

Für die öffentliche Kommunikation lässt sich festhalten, dass Corona dort zu einem Thema avanciert ist, das verbindet. Selbst wenn Aspekte des Themas wie aktuelle Corona-Maßnahmen durchaus kontrovers diskutiert werden, so ist im Zuge der Krise das, was uns als Gesellschaft gemeinsam betrifft, die gesundheitliche Bedrohung durch das Virus sowie (potenzielle) gesellschaftliche wie wirtschaftliche Folgeschäden, ins Zentrum der Debatte gerückt. Und das Diktum von Niklas Luhmann, wonach wir alles, was wir wissen, aus den Medien wissen, hat mit dem Lockdown nochmals neue Bedeutung gewonnen. Dazu beigetragen haben auch die digitalisierten, zeitversetzt nutzbaren Angebote der klassischen Massenmedien. Denn es waren eben die Websites der Presse, die Podcasts der Radiosender und Mediatheken der TV-Sender, die im Lockdown besonders intensiv genutzt wurden und auch aktuell noch erhöhte Nutzungszahlen aufweisen.

## Bedeutungszunahme sozialer Medien

Die klassischen Medien der öffentlichen Kommunikation werden inzwischen durch sogenannte Soziale Medien ergänzt, die insbesondere in der Zeit des Lockdowns enorm an Bedeutung gewonnen haben. Über die Hälfte der Deutschen gab an, seitdem Soziale Medien mehr zu nutzen, Jugendliche beschäftigen sich nun statt knapp zwei Stunden mehr als drei Stunden täglich mit Sozialen Medien. Diese Entwicklungen erstaunen nicht, waren es doch die Sozialen Medien, die private Kontakte aufrechterhielten.

## Digitaler Stress während der Corona-Pandemie

Die Wichtigkeit der Kontakte zeigen auch zwei noch unveröffentlichte Augsburger Studien, die im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbunds *ForDigitHealth* eigentlich eine Schattenseite der Digitalkommunikation, nämlich digitalen Stress während der Corona-Pandemie, untersuchten. Digitaler Stress dürfte aus dem Alltag wohlbekannt sein: Das System bricht im entscheidenden Moment komplett zusammen, die Vorgesetzte schickt am Wochenende ein paar eilige Arbeitsaufträge per E-Mail, der kleine Witz auf Twitter hat unerwartet einen heftigen Shitstorm ausgelöst oder mehrere Freundinnen haben gleichzeitig Kummer und erwarten alle schnellstmöglich Trost über WhatsApp. Gemeinsam ist all diesen Situationen, dass ein

hoher Druck auf den Betroffenen lastet, schnell und adäquat zu reagieren. Die meinen aber, dafür nicht genug Ressourcen aufbringen zu können, und verspüren deshalb Stress. Digitale Medien haben für eine Beschleunigung der Kommunikation gesorgt, Soziale Medien haben den Kreis der Kommunizierenden enorm erweitert.

### Sinkendes Stresslevel durch Selbstwirksamkeitsüberzeugung

Die Frage war nun, inwieweit diese intensiviertere Medienkommunikation zu Corona-Zeiten als belastend wahrgenommen wurde. Dabei wurden sowohl die Berufs- als auch Privatsphäre untersucht. Die Befunde sind zum Teil überraschend. Denn eigentlich hätte man erwartet, dass Menschen, die plötzlich ausschließlich im Home-Office arbeiten und mit ihrer Firma oder Kundschaft nur noch über digitale Medien verbunden sind, vermehrt digitalen Stress verspüren würden. Eine zweimalige Online-Befragung von 1.000 Personen zeigte allerdings recht unterschiedliche Effekte. Das Fehlen von notwendiger Gerätschaft im Home-Office oder eine wackelige WLAN-Verbindungen haben anfangs den Stress sehr wohl erhöht. Mit der Zeit scheinen sich viele Menschen allerdings mit der Situation arrangiert zu haben und entwickelten verstärkt die Ansicht, die technischen und kommunikativen Herausforderungen bewältigen zu können. Und diese Selbstwirksamkeitsüberzeugung ließ das Stresslevel sinken. Vereinfacht könnte man sagen: Die vermehrte und intensive Auseinandersetzung mit digitalen Medien und Technologien verringert Stress – außer die digitale Berufsarbeit kollidiert mit Care-Verpflichtungen. Bezeichnend war, dass Menschen, die im Lockdown parallel zur Arbeit kleine Kinder zu versorgen oder auch die ältere Generation zu pflegen hatten, ein rundum erhöhtes Stresslevel aufwiesen.

### Stressoren in Lockdown-Situationen

Ergänzt wurde diese Studie zur Berufssphäre des Teams um Prof. Henner Gimpel von einer kommunikationswissenschaftlichen Studie meines Teams. Mit Tiefeninterviews wollten wir herausfinden, wie verschiedene Stressoren in ganz spezifischen Lockdown-Situationen zusammenwirken. Bezeichnend war, dass Probleme, die Digitalmedien und Home-Office bekanntermaßen oft mit sich bringen, wie z. B. die ständige Erreichbarkeit und die Vermengung von Privat- und Berufssphäre, durchaus als belastend wahrgenommen wurden, die Sozialen Medien hingegen eine enorme Aufwertung erfuhren.

### Soziale Medien als »Rettung«

Sie wurden dankbar als »Rettung« gefeiert – denn mit ihnen wurden die Kontakte zur Familie und zu Freunden aufrechterhalten und neue Formate des Zusammenseins entwickelt (wie z. B. tägliche Familien-Updates oder abendliche Spieleabende via Skype). Dies überrascht vor dem Hintergrund, dass vor der Coronakrise stresserzeugende Problematiken Sozialer Medien im Zentrum der öffentlichen Debatte standen. Die Sucht, immer hochpräsent in Sozialen Medien zu sein, der Zwang, sich permanent selbst darzustellen, sowie die Angst, etwas zu ver-

passen, wie auch Cybermobbing und Hatespeech, all dies ist kritisch debattiert worden. Doch hier scheinen öffentlicher Diskurs und häusliche Erfahrung auseinanderzudriften. In der Coronakrise scheint vor allem eines gezählt zu haben: die Aufrechterhaltung von Beziehungen über Soziale Medien. Es gilt also für die öffentliche wie die private Sphäre: Mediale Kommunikation verbindet – und in der Krise umso mehr. ●

#### Weitere Informationen:

Der Bayerische Forschungsverbund *ForDigitHealth* (2019–2023) untersucht die gesundheitlichen Folgen von Digitalen Technologien und Medien aus der Perspektive unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen. Er erforscht insbesondere Ausprägungen von digitalem Stress und Gegenmaßnahmen, die von technischen Tools bis zum Aufbau von individueller Stressresilienz und Medienkompetenz reichen. Weitere Informationen: [gesund-digital-leben.de](http://gesund-digital-leben.de)

#### Quellen

Mediennutzungsdaten: [statista.com](https://www.statista.com), TK-Umfrage Corona 2020, Media Consumer Survey 2020 *Mediennutzung im New Normal*, IfP-Mainz-Report *Informationsnutzung in der Corona-Krise*  
Kinnebrock, S. & Nitsch, C. (2020). *Ganz schön sozial-medial erschöpft...: Eine qualitative Inhaltsanalyse über digitalen Stress und immanente Genderbezüge*. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft*, 68(3), 288–303



Prof. Dr. Susanne Kinnebrock ist Professorin für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Öffentliche Kommunikation an der Universität Augsburg. Sie beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel von Mediendiskursen und gesellschaftlichen (Problem-)Wahrnehmungen. Dabei untersucht sie u. a. narrative Medienformate, Gesundheits- und Wissenschaftsberichterstattung sowie Geschlechterkonstruktionen. Weitere Informationen und Kontakt: [uni-augsburg.de/de/fakultaet/philsoz/fakultat/division-public-communication/team/kinnebrock/](http://uni-augsburg.de/de/fakultaet/philsoz/fakultat/division-public-communication/team/kinnebrock/)



# Solidaritäts-Kämpfe in Zeiten der Covid-19-Pandemie

Text: Dietmar Süß, Michael Reder und Stephan Lessenich  
Illustration: Lucia Schmuck

**S**olidarität ist in den schwierigen Corona-Monaten zu einem der Zauberworte der Krisenbewältigung geworden. So viel Solidarität war schon lange nicht mehr – so schien es gerade in den Anfangswochen des »Lockdown«. Und überall war zu spüren, dass die Sehnsucht nach der Solidarität verbunden war mit der Hoffnung auf eine neue Form gesellschaftlichen Zusammenrückens: Junge helfen Alten, Gesunde den Kranken, die Stärkeren schultern die Sorgen der Schwachen. Gerne bemühte mancher Gelehrte dann sogar noch die vermeintliche Solidarität in den Luftschutzkellern des Bombenkrieges als historische Analogie – die Krise als Vergemeinschaftungsmaschine. Zu den merkwürdigsten Verschiebungen des Solidaritätsbegriffs dieser Zeit gehört sicher, dass nun auch körperliche Distanz als Ausdruck eines solidarischen Verhaltens gilt, während darunter ja bislang typischerweise gruppen- oder klassenspezifische Verbundenheit verstanden wurde.

Inzwischen jedoch ahnen viele, dass diese Krise neue und alte Ungleichheiten produziert – und dass Solidarität etwas kostet, und auch kosten darf. Denn Solidarität ist nicht nur eine romantisierende Diskursfigur, sondern sie fordert etwas von den Menschen. Sie ist Ausdruck einer wechselseitigen Beziehungsweise, die das Voneinander-Abhängig-Sein in den Mittelpunkt des Handelns stellt. Solidarität ist eine moralische Verpflichtung, welche die Auswirkungen des eigenen Handelns ernst nimmt und insbesondere die Ausgeschlossenen und Verwundbaren in den Blick nimmt.

Was Solidarität aber genau meint, welche Solidarität praktiziert werden soll, ist freilich hoch umstritten. Am Kampf um die »richtige« Solidarität entzündeten sich derzeit Grundfragen gesellschaftlicher Konflikte: Es geht um die sozialen, ökonomischen und politischen Kosten gegenwärtiger globaler

Verwerfungen. Solidaritätsdebatten waren und sind immer auch Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verteilungsfragen. Insofern ist das Virus zwar neu – die semantischen Schlachten um die Verwendungsweisen des Solidaritätsbegriffs sind es allerdings nicht.

Philosophisch war der Begriff der Solidarität lange Zeit unterbelichtet. Solidarität war nur die Kehrseite der Gerechtigkeit und konnte demgegenüber keinen Verpflichtungscharakter in Anspruch nehmen. Vielen Philosoph\*innen schien die Forderung nach Solidarität in einer individualisierten Gesellschaft eine moralische Überforderung zu sein: Die vernünftige Bürger\*in will immer selbst entscheiden dürfen, wie sie leben will.

## Renaissance der Solidarität

Seit einigen Jahren ist allerdings trotz dieser (liberalen) Skepsis eine Renaissance der Solidarität zu verzeichnen. Solidarität meint einerseits den sozialen Zusammenhalt, den sozialen Kitt einer Gemeinschaft. In dieser Perspektive geht es um eine geteilte Kultur, um eine gemeinsame Geschichte und verbindende Werte, die den Zusammenhalt begründen. Daraus kann ein wechselseitiges Füreinander-Einstehen erwachsen. Die zweite Facette des Begriffs ist mit der Idee einer politischen Solidarität markiert, die weniger an die einzelne Gemeinschaft gebunden ist, sondern angesichts allfälliger Krisen politische Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse erreichen will.

Solidarität in Zeiten von Corona ist, so scheint es, vornehmlich auf die soziale Solidarität bezogen. Menschen als Teil einer Gemeinschaft sollen füreinander eintreten, um die Krise zu bewältigen. In diesem Sinne hat sich in der Tat

eine gewisse Renaissance solidarischen Handelns ergeben. Selten waren Bürger\*innen so spontan bereit, auf eine (globale) Krise gemeinschaftlich zu reagieren und dabei auch massive politische und ökonomische Einschnitte in Kauf zu nehmen. Menschen wägen heute vielfach die Folgen ihres Handelns für die gesellschaftliche Gemeinschaft ab, sie engagieren sich füreinander oder helfen ganz konkret benachteiligten Menschen.

### Inklusive Solidarität

Dabei fällt auf, dass solidarisches Verhalten gefordert wird, um besonders gefährdete Personengruppen zu schützen, vor allem alte Menschen und solche mit Vorerkrankungen. Gegenüber einer utilitaristisch geprägten Politik setzt eine so verstandene Solidarität auf Inklusion. Es scheint Einigkeit zu bestehen: Es soll nicht nach dem Prinzip »survival of the fittest« aussortiert werden.

Die aktuelle Rede über Solidarität zeigt allerdings auch sehr deutlich Schattenseiten. Eine erste ist eine verstärkte Moralisierung des Sozialen, eine Beschwörung der Gemeinschaft, die kein Ausscheren des Einzelnen duldet – auch wenn sich dieses nur im kritischen Anfragen äußert. Darin zeigt sich die homogenisierende Kraft der Solidarität: Wer anders denkt, wer nachfragt oder gar Kritik übt, wird nur allzu schnell moralisch ausgegrenzt.

### Solidarität mit blinden Flecken

Die Beschwörung sozialer Solidarität lässt zweitens oftmals die Implikationen politischen Handelns außer Acht. Denn durch das vermeintliche Primat der Solidarität werden zugleich altbekannte Strukturen sozialer Ungleichheit reproduziert und verstärkt. Die Betonung sozialer Solidarität kann sogar blind für diese Entwicklung machen: Für die ökonomische Mittelschicht etwa sind Quarantäne und Home-Office deutlich einfacher zu verkraften als für Menschen mit geringerem Einkommen oder in schlechteren Wohnverhältnissen. Personen und Gruppen in prekären Lebenslagen finden aber fast keine Beachtung in politischen Entscheidungen. Die sozialen und psychischen Folgen für all jene, deren Situation auch vor Corona schon schlecht war, werden auch heute nur am Rand der öffentlichen Debatten zum Thema.

Dieser blinde Fleck der Solidarität zeigt sich verschärft in globaler Perspektive. Denn die Betonung sozialer Solidarität ist nur allzu schnell auf die eigene kulturelle oder nationale Gemeinschaft fixiert und sucht deren Wir-Gefühl zu stärken. Deshalb geht vielen schon die Vorstellung einer europäischen Solidarität zu weit. Die Pandemie ist eine globale Krise – doch die politischen Antworten sind fast ausschließlich national. Genau diese nationalen Politiken aber fördern soziale Abschottungen und rassistische Ausschlüsse.

Für die soziale Selektivität der Solidarität gibt es inzwischen auch einen eigenen Begriff: den der Vulnerablen. »Vulnerabilität« kann spätestens seit der ersten großen Pressekonferenz von Bundeskanzlerin Angela Merkel zur Corona-Pandemie als heißer Kandidat auf das Fremdwort des Jahres gelten. Die Rede von den (besonders) vulnerablen Gruppen, denen der Schutz einer als solidarisch sich verstehenden gesellschaftlichen Ge-

meinschaft gebühre, gehört seither zum Grundwortschatz des politischen Krisenmanagements.

### Hierarchien der Verwundbarkeit

Sozialwissenschaftlich hat der Begriff freilich eine ganz eigene Bedeutung. Die Philosophin Judith Butler beispielsweise spricht von Verwundbarkeit als Grundbedingung menschlichen Lebens – in Abgrenzung vom liberalen Zerrbild individueller Autonomie. Sie verweist zudem darauf, dass es im Sprechen über die Verwundbaren immer auch um Fragen von Anerkennung, Macht und Herrschaft geht, um den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen, um die Sicht- oder Unsichtbarkeit von Personen und sozialen Positionen.

Wie richtig diese Erkenntnis ist, zeigt sich in den aktuellen Kontroversen darüber, »was uns zusammenhält« in den Zeiten des Virus. Die politische Bestimmung der Verletzlichen folgt in ihrer Selektivität erklärtermaßen epidemiologischen Kriterien: Als besonders vulnerabel und daher schützenswert gelten demnach Alte und chronisch Kranke. Wie aber sieht es im Zeichen von Corona mit anderen Gruppen aus, die mindestens ebenso schutzbedürftig, verletzlich, hilflos sind? Wo rangieren sie auf der pandemiepolitischen Prioritätenskala? Was bedeutet uns das Elend an den europäischen Außengrenzen, die Not jener, die unter katastrophalen Hygienebedingungen in Flüchtlingslagern zusammengepfercht sind? Warum ist »uns« ihre Schutzbedürftigkeit weniger wert? Weshalb erscheinen ihre – keineswegs nur potenziellen – Gefährdungen als hinnehmbar? Blumige Erklärungen hin oder her: Selten ist so deutlich geworden, dass Solidarität gerne vor der eigenen Haustüre aufhört.

Mit den Vulnerablen sind also faktisch nur »unsere« Verwundbaren gemeint. Formen transnationaler Solidarität hingegen haben es in diesen Tagen besonders schwer. Aber man sollte sich nicht täuschen lassen: Auch in den innergesellschaftlichen Debatten über die Folgen der Pandemie wird über neue und alte Ungleichheiten mit leichter Hand hinweggegangen, der Solidaritätsdiskurs schafft auch hierzulande neue soziale Hierarchisierungen. Die gerne so herablassend als »sozial schwach« bezeichneten Gruppen kommen in der Corona-Politik nicht vor. So weit ist es mit der neuen Verwundbarkeitsdoktrin doch nicht her, dass beispielsweise Hartz-IV-Empfänger-Haushalte oder Wohnungslose als Risikogruppen mit pandemiebedingt besonderem Schutzbedarf gelten würden.

Stattdessen hingegen »die Alten«. Das ist durchaus erstaunlich, galten diese im öffentlichen Diskurs bis vor Kurzem doch vor allem als eines: als jung. Die deutsche Demografiepolitik kannte zuletzt kaum ein prominenteres Thema als die »Potenziale« eines als durchweg gesund und mobil, aktiv und leistungsfähig, kurzum erstaunlich vital gezeichneten Alters, das über ungenutzte Produktivkraft verfügt. Dass auch und gerade das Alter keineswegs eine homogene Lebensphase war (und ist), dass es große Unterschiede in ökonomischen und sozialen Ressourcen, aber eben auch in Gesundheit und Lebenserwartung gibt, das wird in diesen Tagen allzu schnell übergangen.

Was uns zusammenhält? Der Streit um diese Frage beginnt beim »uns«, bei dem imaginierten »Wir« und den »Anderen«. Solidarität im Zeichen der Pandemie hat zu einer Nationalisierung von Interessen und Debatten geführt: Der Kampf

um Impfstoffe, die Verteilung von Klinikbetten, die Praxis der Grenzsicherungen, die Rede vom Virus als »Eindringling« von außen. Die existenzielle Herausforderung schien nur im Alleingang lösbar, gegen die Konkurrenz da draußen – nicht im konzertierten Rahmen europäischer Politik, und schon gar nicht in Kooperation mit anderen Teilen der Welt.

### »Verletzbarkeit« als Herrschaftskategorie

Der Blick auf die unausgeschöpften Potenziale der politischen Solidarität, beispielsweise im Sinne einer grundlegenden Kritik verstärkter Ungleichheiten in Corona-Zeiten, ist vor diesem Hintergrund wichtiger denn je. Mehr noch: Politische Solidarität meint dann Kritik an einem »Wir«, das sich ausschließlich über Grenzen und Pässe definiert. Politische Solidarität zeigt auf, dass »Verletzbarkeit« eine Herrschaftskategorie ist, die über Leben (hier) und Tod (woanders) entscheidet. Und sie zeigt uns zugleich Pfade, wie eine Welt nach der Pandemie zu denken und gestalten wäre. Eine Welt, die angesichts vielfältiger Krisen endlich auf die schaut und denen zuhört, die nicht gesehen und gehört werden – und nicht gegen sie, sondern mit ihnen neue Wege des sozialen Miteinanders sucht. ●

#### Weitere Informationen:

Die Autoren leiten gemeinsam das interdisziplinäre Verbundprojekt *Praktiken der Solidarität. Strukturen und Dynamiken transnationaler Solidarität*, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Rahmen der Initiative *Zusammenhalt stärken in Zeiten von Krisen und Umbrüchen* gefördert wird. Informationen zum Verbund und seinen Teilprojekten finden sich unter [praktiken-solidaritaet.de](http://praktiken-solidaritaet.de), weiterführende Überlegungen zum Thema im soeben erschienenen, von den Autoren koordinierten Schwerpunktheft *Solidarität – national, europäisch, global?* der Zeitschrift *WSI-Mitteilungen* ([wsi.de/de/wsi-mitteilungen.htm](http://wsi.de/de/wsi-mitteilungen.htm)).



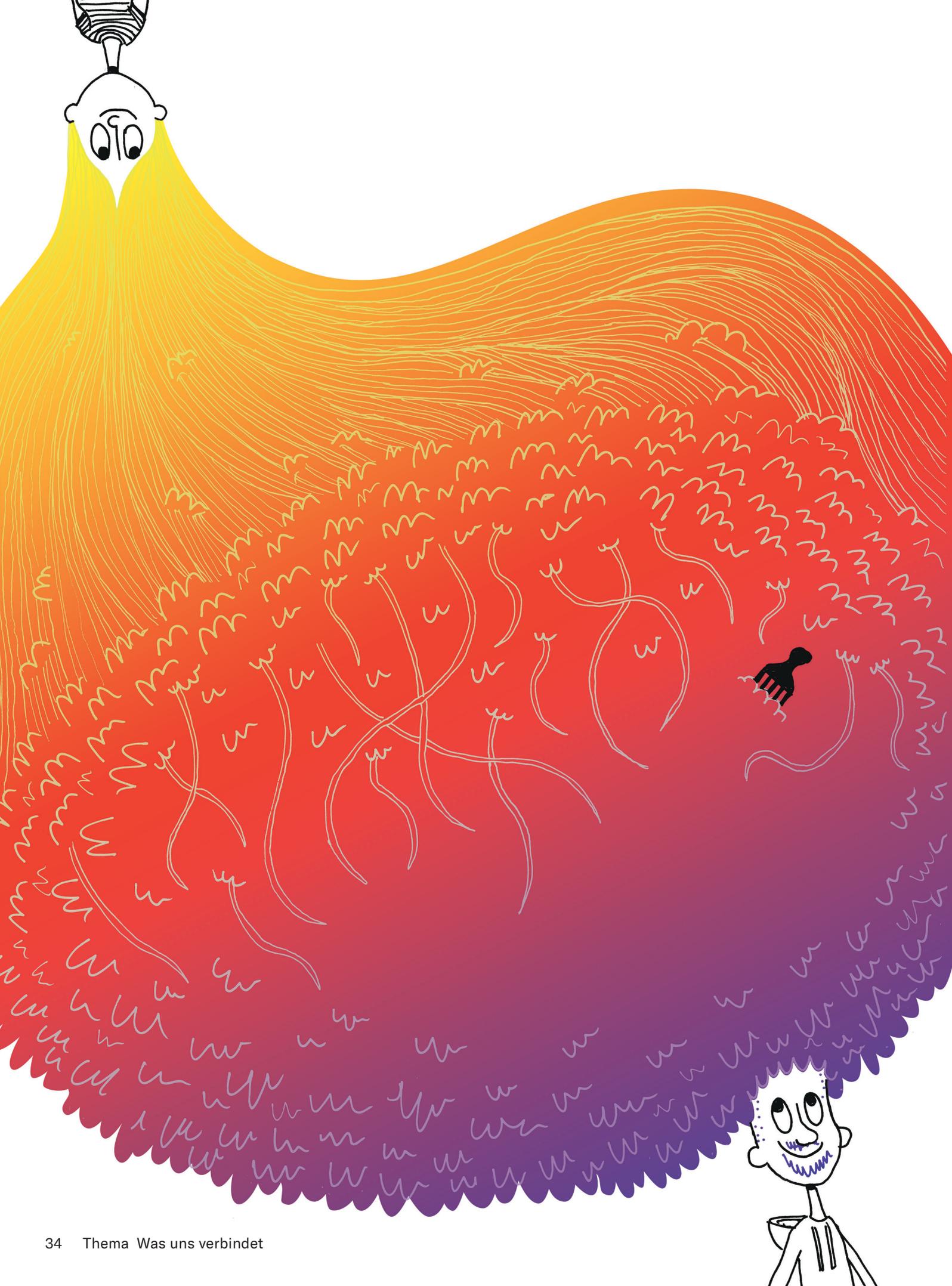
Prof. Dr. Dietmar Süß ist Lehrstuhlinhaber für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg. Jüngste Buchveröffentlichung (mit Tim Schanetzky u. a.): *Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts*, Göttingen: Wallstein (2020).



Prof. Dr. Michael Reder ist Lehrstuhlinhaber für Praktische Philosophie mit den Schwerpunkten Sozial- und politische Philosophie an der Hochschule für Philosophie und dortiger Vizepräsident für Forschung. Jüngste Buchveröffentlichung: *Philosophie pluraler Gesellschaften. 18 umstrittene Felder der Sozialphilosophie*, Stuttgart: Kohlhammer (2019).



Prof. Dr. Stephan Lessenich ist Lehrstuhlinhaber am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München und verantwortet dort den Lehrbereich Politische Soziologie sozialer Ungleichheit. Jüngste Buchveröffentlichung: *Grenzen der Demokratie. Teilhabe als Verteilungsproblem*, Ditzingen: Reclam (2019).



# Empathie schafft Verbindung – aber nicht unter jeder Bedingung

Text: Monika Betzler

Illustration: Marco von Rotenhan

**D**erzeit erleben wir eine zweite Welle der Pandemie. Auch wenn wir viel dazugelernt haben und mit manchen Maßnahmen differenzierter umgehen, so sind wir weiterhin mit Einschränkungen konfrontiert, die problematische Folgen haben. Ich meine hierbei nicht die von manchen beklagte Einschränkung der Grundrechte, sondern den mit den gebotenen Maßnahmen der sozialen Distanzierung einhergehenden Mangel an Nähe und Verbindung.

Da wir ein menschliches Grundbedürfnis nach Nähe und Verbindung haben, hat deren Vereitelung beträchtliche Folgen für unser Wohlbefinden. Dies wird deutlich, wenn vulnerable Menschen, wie Kinder und Pflegebedürftige, Nähe und Verbindung in besonderer Weise brauchen, aber nicht bekommen. Die kindliche Entwicklung ist ohne das spielerische Miteinander mit gleichaltrigen Kindern gefährdet und pflegebedürftige Menschen vereinsamen ohne die gewohnte Ansprache von nahen Angehörigen, um nur zwei Beispiele zu nennen.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie wir Nähe und Verbindung ohne räumliche Nähe herstellen können. Eine Weise, Verbindung zu schaffen, geschieht durch Empathie. Im Folgenden möchte ich daher erkunden, was Empathie eigentlich ist, inwiefern Empathie einen Wert besitzt, der unter anderem darin besteht, Verbindung zu schaffen, und welche Grenzen Empathie jedoch trotz allem gesetzt sind.

Zunächst einmal sollten wir Empathie genauer charakterisieren. Philosoph:innen und Psycholog:innen verwenden den Begriff unterschiedlich, doch lässt sich so etwas wie ein begrifflicher Kern herausarbeiten: Wenn eine Person mit einer anderen empathisch ist, dann nimmt sie deren Situation, in der sich die andere befindet, wahr, versetzt sich in sie hinein, stellt sich vor, wie sich diese Situation für diese Person darstellt und wie sie sie empfindet, und fühlt diese Empfindungen der anderen Person nach. Empathie ist somit eine Art Meta-Einstellung. Wir richten uns damit auf die Empfindungen anderer aus und versuchen mithilfe unserer Vorstellungskraft diese mit unseren eigenen Empfindungen zu simulieren.

Dabei ist wichtig zu beachten, dass es sich nur dann um einen Fall von Empathie handelt, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind: (i) Wir müssen der Empfindungen der anderen Person gewahr sein, entweder weil sie uns diese mitteilt bzw. zeigt, oder weil wir einen gemeinsamen Erfahrungshorizont teilen, aus dem wir schließen können, wie sich eine andere Person in einer bestimmten Situation wohl fühlen muss; (ii) wir müssen uns im Klaren darüber sein, dass das, was wir selbst nachfühlen, nur deshalb von uns so gefühlt wird, weil die andere Person es so empfindet. Diese Bedingung markiert den Unterschied zwischen »eigentlicher«, affektiver Empathie und sogenannter »projektiver« Empathie, derzufolge wir uns lediglich vorstellen,

# Wozu ist Empathie gut? Warum sollten wir sie kultivieren und gar unsere Kinder dazu erziehen, empathische Menschen zu werden?

wie wir selbst uns fühlen würden, wären wir in der gleichen Situation wie eine andere Person. »Eigentliche« Empathie ist daher mehr auf die andere Person und ihre Empfindungen gerichtet; (iii) Empathie unterscheidet sich auch davon, dass eine Person uns einfach leid tut, weil sie es gerade schwer hat. Vielmehr ist es eine Voraussetzung von Empathie (im Gegensatz von Mitleid und sogenannter Sympathie), dass wir die Perspektive einer anderen Person einnehmen und uns so in sie hineinversetzen, dass wir ihre Situation simulieren können und ähnlich empfinden wie sie. Wenn wir dagegen Mitleid oder Sympathie empfinden, betrachten wir die Situation und ihre Auswirkungen auf die andere Person gewissermaßen von außen. Im Fall von Empathie hingegen begeben wir uns in die Schuhe der anderen und sehen und fühlen ihre Situation von innen, d. h. von deren eigener Sicht aus auf ihre Situation. Diese Unterscheidungen sind freilich nicht immer leicht zu treffen und stellen lediglich eine Art idealtypische Charakterisierung von Empathie dar.

Wenn wir jedoch einmal voraussetzen, dass diese Bedingungen – zumindest grob – Empathie charakterisieren, dann können wir uns der Frage zuwenden, inwiefern Empathie, so verstanden, wertvoll ist. Anders formuliert: Wozu ist Empathie gut? Warum sollten wir sie kultivieren und gar unsere Kinder dazu erziehen, empathische Menschen zu werden?

Zentrale Aspekte ihres Werts liegen darin, dass Empathie uns mit einer anderen Person verbindet. Empathie hat auch noch andere wertvolle Aspekte, wie z. B. den epistemischen Wert, von den Empfindungen anderer zu erfahren. Ich möchte mich jedoch im Folgenden auf ihren relationalen Wert beschränken, d. h. den Wert, der darin besteht, Verbindung mit anderen herzustellen.

Wir können hierbei drei Aspekte unterscheiden: Empathie ist erstens aufgrund ihr inhärenter – d. h. aufgrund der dem Empfinden und Empfangen von Empathie innewohnenden – Eigenschaften wertvoll. So ist es wertvoll, auf diese Weise positive Empfindungen zu teilen und im Teilen dieser Empfindungen Harmonie zu erfahren. Im Fall von Empathie mit negativen

Empfindungen ist dies zwar selbst keine positive und damit wertvolle Erfahrung. Der Wert liegt in diesem Fall vielmehr in der Angemessenheit der Empathie selbst. Auf diese Weise wird mittels Empathie der anderen Person, mit der Empathie empfunden wird, bestätigt, dass sie mit ihren Empfindungen richtig liegt. Empathie verleiht daher der Perspektive einer anderen Person zusätzliche Bestätigung und durch das Erhalten dieser Bestätigung erfährt sie die Sinnhaftigkeit ihrer Empfindungen. Dies geschieht dadurch, dass unsere Perspektive auf unsere Situation von einer anderen Person in ihrer Empathie unmittelbar gerechtfertigt wird.

Empathie ist jedoch zweitens auch durch das, was sie zu bewirken vermag, wertvoll. So kann sie einer anderen Person Anerkennung verleihen, indem sie die Empfindungen dieser Person im unmittelbaren Nachfühlen bestätigt. Dies wiederum verstärkt das Selbstwertgefühl und das Selbstvertrauen der Person, die Empathie erfährt. Sie wird in ihrer Fähigkeit bestätigt, die Dinge wohl richtig wahrzunehmen und erfährt dadurch Bestätigung ihrer selbst. Außerdem wird der betreffenden Person durch Empathie kommuniziert, dass uns an ihr und wie sie die Welt sieht, liegt.

Sofern Empathie aufgrund ihr inhärenter als auch aufgrund durch sie bewirkter Eigenschaften wertvoll ist, kann sie drittens als wichtiger Baustein von zwischenmenschlichen Beziehungen betrachtet werden. Die genannten Aspekte ihres Werts können in der Interaktion mit anderen dazu führen, das Vertrauen in den guten Willen der Person zu erhöhen, die sich empathisch zeigt. Empathie befördert wiederum das Gefühl der Nähe, des Angenommenseins und schafft somit Bindung. Schließlich kann sie Zuneigung begünstigen, da wir uns typischerweise im Empfangen von Empathie anerkannt, bestätigt und letztlich auch gemocht fühlen. Kurz: Empathie hat auch konstitutiven Wert, indem sie das zentrale Gut der Intimität befördert, das Nahbeziehungen charakterisiert.

Empathie spielt somit eine bedeutende Rolle, um Nähe zwischen Personen herzustellen. Auch wenn wir uns nicht immer nah im räumlichen Sinn sein können, und auch wenn zugestandenmaßen andere wichtige Elemente der Nähe – wie etwa Berührung – derzeit schwerer zu realisieren sind, so ist das Zeigen und Empfangen von Empathie auch bei Maßnahmen sozialer Distanzierung nicht verunmöglich. Ja, es wird aufgrund der Schwierigkeit, sich räumlich zu begegnen, vielleicht umso wichtiger.

Ich habe versucht, den relationalen Wert von Empathie genauer zu charakterisieren. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Empathie immer und unter allen Umständen wertvoll ist. So sollten wir auch berücksichtigen, dass ihr Wert sich erst dann realisieren lässt, wenn weitere Bedingungen erfüllt sind. Dies können wir uns besonders gut verdeutlichen, wenn wir überlegen, wann Empathie ganz und gar nicht wertvoll ist. Ich möchte hierbei vier verschiedene Fälle unterscheiden:

So ist es erstens denkbar, dass die Empfindungen einer anderen Person schlichtweg unangemessen sind. Wenn ich etwa Empathie mit den Ängsten oder der Wut einer Verschwörungstheoretikerin zu entwickeln versuche (nehmen wir mal an, dass mir das gelingt), würde ich deren Sichtweise bestätigen, obwohl sie klarerweise falsch ist. Ich würde dann ihren Selbstwert und ihr Selbstvertrauen stärken und ihr Anerkennung verleihen, die

sie nicht verdient.

Ebenso ist zweitens vorstellbar, dass ich zu weit mit meiner Empathie gehe. Ich kann beispielweise bei jeder noch so kleinen Empfindung einer anderen Person selbst diese in viel stärkerem Maße nachfühlen und zum Ausdruck bringen. Aus einem Anflug von Sorge mache ich mittels meiner übertriebenen Empathie Panik. Auf diese Weise unterstütze ich die andere Person nicht, indem ich mittels meiner Empathie ausdrücke, dass ihre Sichtweise gerechtfertigt ist – zumindest so, wie auch ich es sehe. Stattdessen hetze ich sie auf und vergrößere ungerechtfertigterweise die Dramatik ihrer Situation. Ich kann ihr auf diese Weise gehörig schaden, v. a. dann, wenn mein Beitrag dazu führt, dass die Stimmung sich noch weiter aufheizt, so dass sie nicht mehr vernünftig handeln kann.

Drittens ist zudem möglich, dass ich die Empfindungen der anderen Person nicht akkurat erfasse und in dieser Hinsicht defizitäre Empathie entwickle. Sie ist wütend, doch ich gehe davon aus, dass sie traurig ist und fühle mich in ihre vermeintliche Trauer ein. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass dies kaum zu einer besonderen Verbindung zwischen den beiden Personen, sondern allenfalls zu einem Missverständnis führt.

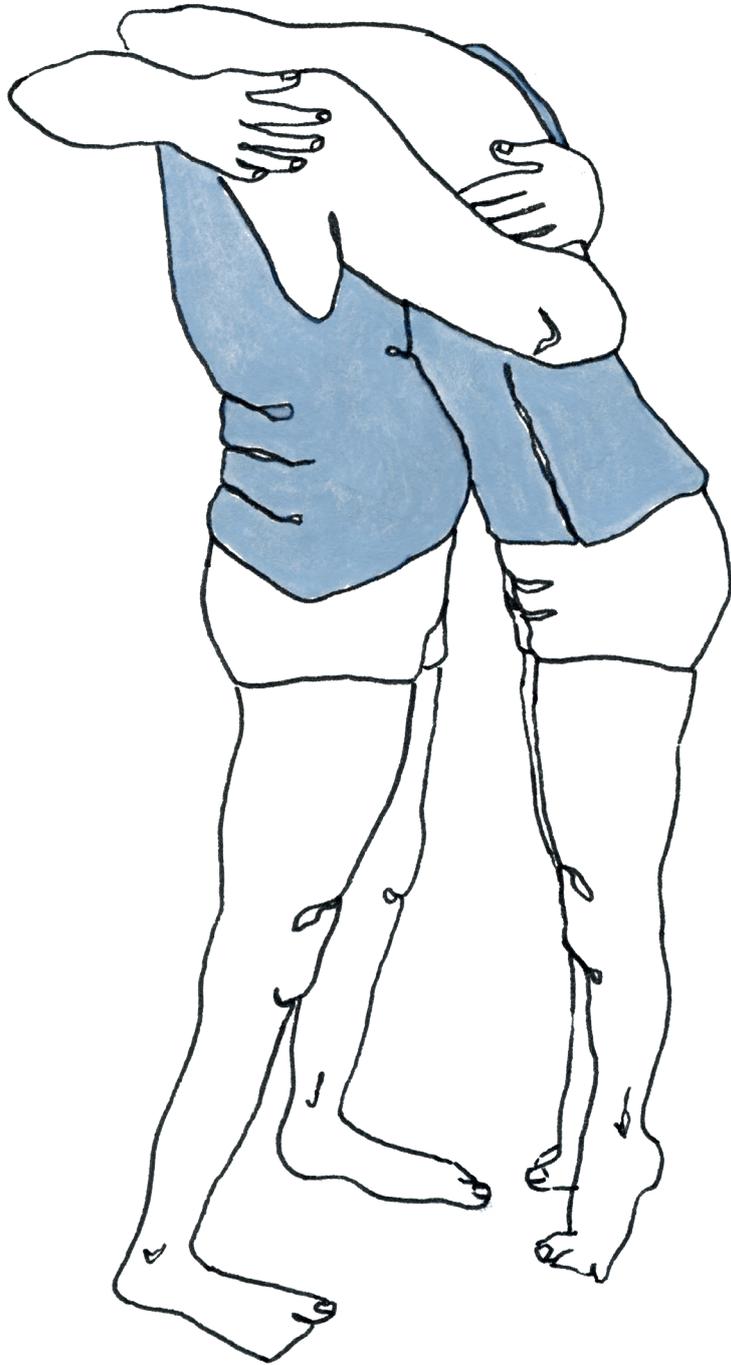
Es kann aber viertens auch sein, dass ich die Empfindungen einer anderen Person zwar richtig dekodiere, diese auch angemessen sind und ich auch im rechten Maße nachfühle, die betroffene Person aber einfach keine Empathie möchte. Vielleicht möchte sie die Verbindung nicht, die ich ihr durch meine Empathie gewissermaßen anbiete. Vielleicht sucht sie keine Bestätigung, da sie diese bereits vielfach erhalten hat und möchte vielmehr jemanden, der ihr Lösungswege aufzeigt, statt ihre Empfindungen nachzufühlen.

Die vier Fälle machen deutlich, dass die folgenden Bedingungen erfüllt sein müssen, damit das Nachfühlen tatsächlich Nähe schafft, die auch wertvoll ist: (1) Empathie muss sich auf Empfindungen richten, die prinzipiell der Situation angemessen sind. (2) Empathie muss dem Grade nach der Empfindung entsprechen, die die andere Person hat. (3) Empathie muss diejenige Empfindung nachfühlen, die die andere Person tatsächlich fühlt. (4) Die andere Person, die Empathie empfängt, muss diese willkommen heißen.

Zugegebenermaßen mögen diese Bedingungen in der Praxis nicht immer leicht erfüllbar sein. Wir können uns schlichtweg darin irren, wie es um die andere Person und ihre Gefühlswelt bestellt ist. Aber wir können uns zumindest bemühen, um andere vor falschen Überzeugungen, Schaden für ihr eigenes Wohlergehen, Misskommunikation und Manipulation zu schützen. So gilt auch in Corona-Zeiten, dass der relationale Wert von Empathie nicht nur von weiteren Bedingungen abhängt, die wir zu erfüllen versuchen sollten, sondern auch nicht der einzige Wert ist, der uns erlaubt, miteinander gut umzugehen. Trotz dieser Einschränkungen hoffe ich jedoch, gezeigt zu haben, dass wir eher mehr als weniger Empathie brauchen – in diesen Zeiten ganz besonders. ●



Prof. Dr. Monika Betzler hat seit 2015 den Lehrstuhl für Praktische Philosophie und Ethik an der LMU München inne. Zuvor war sie neun Jahre Ordinaria für Praktische Philosophie an der Universität Bern und studierte und forschte fünf Jahre in den USA (Harvard University, University of California at Berkeley sowie an der Tulane University in New Orleans). Sie ist gewähltes Mitglied einer der beiden Schweizer Ethik-Kommissionen, gewählte Kollegiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft für Praktische Philosophie, leitet den Executive Master Studiengang Philosophie-Politik-Wirtschaft an der LMU ebenso wie das Münchner Kolleg *Ethik in der Praxis*. Für ihren Aufsatz *The Relational Value of Empathy*, der 2019 im *Journal for International Philosophical Studies* erschienen ist, erhielt sie den Robert Papzian Essay Prize. Im akademischen Jahr 2020–21 wurde sie für die Leitung einer Research Group am Center for Advanced Studies zum Thema *Relationships in Transition* ausgewählt und erhielt eine Gastprofessur an der Sorbonne. Zu ihren aktuellen Forschungsthemen gehören neben Empathie aktuell v. a. die Ethik persönlicher Beziehungen, Autonomie und Theorien des guten Lebens.



# Ein Sinn im Wandel

Illustration: Lucia Schmuck

Die Neurowissenschaftlerin Merle Fairhurst im Gespräch mit der Philosophin Ophelia Deroy über die Bedeutung von Berührung in der Pandemie und darüber hinaus

Im täglichen Leben spielt Berührung eine sehr wichtige Rolle. Der Tastsinn nimmt eine privilegierte Stellung in unserer Wahrnehmung ein, in der Art, wie wir mit Objekten und miteinander umgehen. Wenn Menschen einkaufen, dann entscheiden sie sich eher für eine Ware, die sie in der Hand gehalten haben. Das Spektrum von Berührung und ihrer Bedeutung reicht von Personen, die zwanghaft den Schalter am Gasherd berühren müssen, um sich davon zu überzeugen, dass der Ofen aus ist, bis hin zu der wichtigen Rolle von tatsächlicher physischer Berührung für Menschen in der Pandemie. Ophelia und ich stehen in einem intensiven Austausch über das, was Berührung heißt, und wir nähern uns dem Phänomen von der neurowissenschaftlichen wie von der philosophischen Seite. Wir unterscheiden zwischen »objective touch« und »affective touch«: Wir berühren einerseits Dinge, um ihre Beschaffenheit erfassen und sie unterscheiden zu können. Die gegenseitige Berührung von Menschen auf der anderen Seite ist ein komplexes Forschungsfeld.

Wir suchen vor allem nach philosophischen Erklärungen für die herausragende Bedeutung von Berührung. Ein Ergebnis unserer Erkundungen ist die Vorstellung, dass Berührung der Vergewisserung dient. Wir nennen das Phänomen »Doubting Thomas Effect« – nach der Geschichte des Apostels Thomas, der die Todeswunde von Jesus berühren musste, um glauben zu können, dass er wirklich dem Wiederauferstandenen begegnete. Mit diesem Begriff wollen wir die wichtige Rolle von Berührung als kulturelle Praxis betonen. Berührung ermöglicht einen vertieften Zugang zu den Gefühlen einer anderen Person, welche Absichten sie hat, was sie uns mitteilen will.

Zwischen »objective touch« und »affective touch« gibt es riesige Unterschiede: In den letzten Tagen kam mir der Gedanke, dass sich das Objekt beim »objective touch« nur in einer sehr vorhersehbaren Weise bewegt, während wir beim »affective touch« eine Menge dynamischer Information aufnehmen: Ein Apfel fühlt sich wie ein Apfel an, ohne dass sich diese Information über einen gewissen Zeitraum nennenswert verändert, während es wie eine Art Gespräch ist, wenn sich zwei Personen, beispielsweise in einer Umarmung, gegenseitig berühren. Hier nehmen wir sehr viel mehr Informationen auf, als wenn wir feststellen, dass es sich um ein bestimmtes Objekt mit einer bestimmten Beschaffenheit handelt. Bei der affektiven Berührung werde ich mir meiner selbst außerdem als handelnde Person gewahr – in Kontrast zur anderen Person, die ich berühre – außer in besonderen Situationen sehr intimer Berührung, wo die Grenze zum anderen verschwimmt, man nicht mehr weiß, wo man selbst aufhört, wo der andere beginnt.

Unsere Haut als Organ des Tastsinns ist das Sinnesorgan mit der größten Oberfläche. Die Haut ist so viel größer als das Auge oder das Ohr, sodass wir sehr viel mehr Informationen über sie aufnehmen. Der Tastsinn ist der erste Sinn, auf den wir Menschen in

unserer Entwicklung vertrauen können. Wenn du den Kopf wendest, um besser zu sehen oder zu hören, ist das Gefühl, selbst zu handeln, wohl weniger stark, als wenn du deine Finger auf einem Apfel bewegst oder jemanden umarmst.

Den Tastsinn zeichnen nicht nur die höhere Komplexität und der Reichtum der Wahrnehmung aus, sondern der faszinierende Unterschied zu anderen Sinnen, dass wir dafür ausgestattet sind, gleichzeitig berührt zu werden und zu berühren. Wir fragen uns, welche Auswirkungen es auf den Berührenden hat, wenn er die komplexen Informationen beim Berühren verarbeitet.

Außerdem ändern wir die Welt bei der Berührung. Auch das macht Berührung zu einem privilegierten Wahrnehmungssinn. Wenn du etwas anschaust, veränderst du es nicht, wenn du dagegen ein Objekt berührst, veränderst du es, etwa durch Kneten, Eindellen, Durchlöchern. Offensichtlich löst eine Berührung in einer anderen Person etwas aus, von der Beruhigung bis hin zur Traumatisierung oder Zerstörung durch eine gewaltsame Berührung. Berührung wird erinnert, Erinnerung findet im Körper statt. Das Anschauen einer Person kann nie eine solche Kraft entwickeln wie die Berührung einer Person.

Mir gefällt dabei auch die Idee, dass – selbst wenn man Berührung in einer mechanischen Art betrachtet – sich unsere Haut beim Berührtwerden buchstäblich ihre Form verändert und dass dabei die Hautrezeptoren aktiviert werden. Wenn Du Dinge und andere Menschen berührst, so kannst du diese tatsächlich verändern. Die Welt durch Berührung aktiv verändern. Ich mag das, das ist sehr schön.

Philosophisch betrachtet ist Berührung also eng damit verbunden, Dinge nicht nur zu verstehen, im wahrsten Sinne des Wortes zu be-greifen, zu er-fassen, sondern auch damit, tatsächlich in Vorgänge ein-zu-greifen. Berührung bringt uns dazu, einen Zu-griff darauf zu bekommen, wie wir eine Wirkung erzielen können. Wir lernen, dass wir fähig sind, Dinge zu ändern und gleichzeitig realisieren wir, wie wir das tun können. Wenn wir ein Objekt gegen die Wand stoßen, sehen wir die Wirkung unserer Interaktion, wenn wir einen Tennisball berühren und fallen lassen, wird er vom Boden zurückschnellen. Wenn wir jemanden berühren, nehmen wir unmittelbar die Wirkung auf den anderen wahr.

Was ich daran so mag, ist die Gegenseitigkeit der affektiven Berührung, die Erwartung, das Vorsehbare und die Erfahrung von Ursache und Wirkung, der kommunikative Austausch: Meine Handlung erzielt eine Reaktion. Das führt in unserer individuellen Entwicklung in das große Lernfeld der sozialen Interaktion. Das ist ein so spannendes Forschungsgebiet.

Es ist klar, dass uns unsere ersten Berührungserfahrungen entscheidende Gesichtspunkte lehren: Da gibt es »In-Groups« und »Out-Groups« von Personen, die einen, die uns beim Laufen festhalten und beruhigen und trösten, die anderen, die uns gar nicht berühren,

wir lernen die Folgen affektiver Berührung sehr schnell. Wir haben diese Rezeptoren in der Haut, die sogar vor unserer Geburt eine positive Reaktion der Nerven bzw. im sexuellen Nervensystem auslösen können. Eine solche Reaktion kann auch ohne unmittelbare Berührung ausgelöst werden. Ich mag die Idee, dass es einfach ein eleganter chemischer Cocktail ist, der ein Wohlbefinden bei uns auslösen kann, ich mag die Idee von Ursache-Wirkungs-Beziehungen, die so hübsch in unseren Nervenbahnen eingraviert sind und eine Brücke zwischen den beiden Formen der Berührung – »objective touch« und »affective touch« bilden.

In der jetzigen Zeit der Pandemie fehlen uns Formen der Berührung, die wir normalerweise erfahren. Ich bin trotzdem optimistisch. Wir sind eine Spezies, die sich leicht anpasst. Wir sind immer noch hier, trotz vieler Pandemien, vieler Herausforderungen. Vermutlich ist es diese grundlegende Fähigkeit zur Anpassung, die mich zuversichtlich stimmt: Kurzfristig werden wir signifikante Auswirkungen auf Stimmung, Wohlbefinden, physische Gesundheit beobachten, die von einfach ein bisschen deprimiert Fühlen bis hin zu tiefer Depression reichen – wir alle kennen den »Corona Blues«: Gefühlsschwankungen, die durchaus durch Berührung »reguliert« werden können, es müssen noch nicht mal Berührungen von anderen sein, es können auch Berührungen durch sich selbst sein oder imaginierte Berührungen. Bei Erwachsenen zumindest kann die Wirkung von Berührung auch ohne physischen Kontakt ausgelöst werden.

Auf lange Sicht frage ich mich, welche anderen Möglichkeiten wir finden werden, um die neurochemische Wirkung von unmittelbarer Berührung zu ersetzen. Schon jetzt ist es ja so, dass wir ohnehin in einer relativ berührungsarmen gesellschaftlichen Kultur leben. Lang bevor uns Covid 19 getroffen hat, haben wir nicht mehr so dicht miteinander gelebt wie vor hundert Jahren, wo ganze Familien in einem Bett schliefen und der persönliche Wohnraum durch enges Zusammenleben geprägt war. Die Quantität von affektiver Berührung war auch vor der Pandemie in der westlichen Kultur also schon ohnehin relativ gering. Ich frage mich, ob wir uns stattdessen nicht eher auf die Qualität von Berührungserfahrungen konzentrieren sollten. Vielleicht können wir noch bessere, reichere Modelle für noch bessere, reichere Berührungserfahrungen schaffen.

Andererseits habe ich schreckliche Berichte von Kontaktverlust zwischen Eltern und Kindern in den USA in einem Artikel der Washington Post gelesen, wo ein Autor sagte, er würde sein Kind nicht mehr berühren, weil dieses Kind möglicherweise die Krankheit auf ihn übertragen könnte. Noch jetzt bekomme ich Gänsehaut, wenn ich nur daran denke. In einer Studie untersuchen wir gerade genau diese subjektive Reaktion auf die Bedrohung durch Covid 19. Wir wollen herausfinden, welchen Grad von imaginiertem Wohlbefinden Menschen der affektiven Berührung zuschreiben und wie sich das Raumgefühl verändert, weil wir uns stärker bedroht füh-

len. Möglicherweise wird unser Schutzbedürfnis über die Pandemie hinaus anhalten. Ich bin sehr gespannt auf die Ergebnisse.

OD Es kann gut sein, dass sich die Erfahrung von Berührung ändert, jetzt wo wir auf Berührungen, Küsse und Zärtlichkeiten verzichten müssen, auf die Erfahrungen von Konzerten, großen Menschenmengen. Gleichzeitig gibt es Berichte von Menschen, die ganz glücklich darüber sind, dass unerwünschte Berührungen verschwunden sind, dass mehr Distanz in überfüllten öffentlichen Verkehrsmitteln gewahrt wird oder dass auf das Händeschütteln bei Meetings verzichtet wird. Es gibt natürlich Menschen, die sehr darunter leiden, keinen Kontakt mit anderen zu haben. In jedem Fall wird es eine Aufgabe sein, Berührung mit anderen in einer positiven Art und Weise neu zu formen und neu zu verhandeln.

MF Ein Schwerpunkt unserer Forschung ist die Frage, wie die Psyche Berührung erkennt oder Berührung in unseren Erfahrungen reflektiert wird. Es ist dieser Qualitätsaspekt, den wir diskutieren. Ich bin davon überzeugt, dass es eine Chance der Pandemie ist, dass Menschen sich der Bedeutung dieses Sinnes stärker bewusst werden, der bisher eher im Hintergrund funktioniert hat. Jetzt haben wir die Gelegenheit, wahrzunehmen und zu entscheiden, welche Art von Berührung wir überhaupt wollen und auf welche wir gut und gerne verzichten können, analog zur Erfahrung, zum Gemüsestand zu gehen, einen Pfirsich zu berühren, zu riechen und zu spüren: Genau das ist es, was ich gerade will und nicht das, was mir die Werbung versucht anzupreisen.

OD Natürlich wird das nicht den Stress und das Leiden verringern, den viele Menschen wegen der Isolation während der Pandemie erlebt haben, natürlich haben wir Großeltern und alte Menschen, die für eine lange Zeit in ihrem Schlafzimmer oder im Pflegeheim eingeschlossen waren und noch sind – ohne jemanden zu sehen außer der Pflegekraft, die ihr was zu essen bringt. Die Verwundbarkeit und die sehr schwierige Situation dieser Menschen müssen wir ernst nehmen.

*Gesprächsaufzeichnung und Übersetzung aus dem Englischen: Dr. Elisabeth Donoughue*

Prof. Dr. Merle Fairhurst ist Inhaberin des Lehrstuhls für Biologische Psychologie an der Universität der Bundeswehr München und forscht an der Ludwig-Maximilians-Universität München zu Philosophie und Neurowissenschaften. Neben den internationalen akademischen Höhepunkten ihres Werdegangs an der Universität Oxford und am Max-Planck-Institut in Leipzig blickt sie auf eine Ausbildung und Tätigkeit als Opernsängerin zurück.  
[unibw.de/hum-psychologie/bp;merlefairhurst.com](http://unibw.de/hum-psychologie/bp;merlefairhurst.com)

Prof. Dr. Ophelia Deroy ist Inhaberin des Lehrstuhls der Philosophie des Geistes und Wissenschaftlerin am Münchner Zentrum für Neurowissenschaften an der LMU München. Sie ist Mitglied der Graduate School in Systemic Neuroscience (GSN) München. Sie erhielt den Prix de la Chancellerie des Universités de Paris in 2007.  
[cvbe.philosophie.uni-muenchen.de;opheliaderoy.com](http://cvbe.philosophie.uni-muenchen.de;opheliaderoy.com)



# Aviso Einkehr — Herr Max & Frau Hopfen

Gasthausbrauerei im Schloss  
Holzgünz bei Memmingen

Aviso Einkehr Die schönsten denkmalgeschützten Gasthöfe in Bayern sind noch nicht so bekannt wie viele unserer Schlösser, Burgen und Kirchen. Das muss sich ändern! In der Aviso Einkehr stellen wir Ihnen deshalb die schönsten kulinarischen Musentempel vor.



Text: Veronika Eder  
Fotos: Rebecca Schwarzmeier

»Nicht allzu glänzend sieht es aus, doch altehrwürdig steht der Bau. Er sah viel Not und Drang, im wechselvollen Zeitengang.« So steht es über dem Tor von Schloss Holzgünz im schwäbischen Landkreis Unterallgäu geschrieben. Der gebürtige Memminger Max Berchtold und seine Frau Carolin haben sich dort vor zwei Jahren ihren Traum von einer eigenen Gasthausbrauerei erfüllt. Dazu war und ist viel Mut und Energie nötig: Das Schloss, v. a. die Brauereigebäude, brachten einigen Sanierungsaufwand mit sich. Aber dieser besondere Ort lohnt den Aufwand. Der ehemalige Landsitz der Memminger Kreuzherren aus dem Jahr 1586 ist keine verspielte Luxusresidenz, sondern ein kleines, trutziges, aber dennoch hübsches und gemütliches Schloss.

Der Orden der Kreuzherren wurde im Hochmittelalter gegründet, um Pilger auf ihren kräftezehrenden Wallfahrten verpflegen und medizinisch versorgen zu können. In Memmingen ist der Orden seit 1223 belegt. 1444 fiel der Ort Holzgünz in den Besitz der Memminger Kreuzherren. Dort ließ der Spitalmeister Balthasar Mayer das Schloss samt Schlosskirche erbauen in einer Zeit, in der sein Orden in der protestantischen Reichsstadt Memmingen allerlei Repressalien ausgesetzt war. Holzgünz war als Fluchtort gedacht, um unabhängig von der Stadt schalten und walten zu können.

Den »wechselvollen Zeitengang«, den die Inschrift thematisiert, hat Schloss Holzgünz im weiteren Verlauf erlebt: In der Säkularisation fiel das kleine Ensemble an den Bayerischen Staat, der es 1809 an die Freiherren von Spitzel verkaufte. Danach – unter ständig wechselnden Besitzern – diente es u. a. als Schule, Krankenhaus, Gefangenenlager im Ersten Weltkrieg und als Brauhaus. Die Tradition des Brauens scheint in Holzgünz bis ins Jahr 1608 zurückzureichen. Da passt es wunderbar, dass das Ehepaar Berchtold mit ihrer Kombination aus Restaurant und Brauerei den Westflügel im 21. Jahrhundert neu beleben. Ein ehrwürdiges Gefühl sei das, so der junge Braumeister, an diese Tradition anknüpfen zu können. An die Stelle der alten Mälzerei, von der nur noch Überreste erkennbar waren, ließ er eine moderne Brauanlage einbauen. Dort braut er nun Biere, die seine eigene Handschrift tragen und sich abheben vom Mainstream. So ist das Helle »Frau Hopfen« mit viel Aromahopfen angesetzt, das Dunkle »Herr Max« ist kein klassisches dunkles Bier, sondern geht eher in die Richtung der fränkischen Rotbiere. Neben den Stammsorten gibt es auch saisonal wechselnde und immer wieder neue Biere im Angebot, bei denen Max Berchtold seiner Kreativität freien Lauf lässt.

Die Passion für das Bier zieht sich wie ein roter Faden durch die Speisekarte des Restaurants. Das Bier und seine Rohstoffe finden sich beispielsweise im Schnitzel mit Malzschrotpanade oder als Bierwürze aus Brauwasser und Malz in Nachspeise und Saucen wieder. Das Brot für den »Brauer Burger« wird mit Bierhefe gebacken, dazu gibt es selbstgemachte Hopfenmayo. Besonders wird auf regionale Zutaten und saisonale Produkte geachtet. Die Speisekarte wechselt ständig, je nach Produktangebot und Ideen der Wirtsleute. Aber auf die hohe Qualität der Speisen ist immer Verlass, es schmeckt, frisch, selbstgemacht und lecker.

Für Bierenthusiasten bietet Max Berchtold Braukurse, Biertastings und Brauereiführungen an. Im Festsaal, der im 18. Jahrhundert mit italienischem Stuck ausgestattet wurde, kann man wunderbar Feste feiern. Einheimische lieben den schönen



Veronika Eder ist Germanistin und Historikerin, arbeitet an der Bayerischen Staatsbibliothek und ist seit 2018 Mitglied im Stiftungsvorstand von Kulturerbe Bayern.

*Kulturerbe Bayern* sorgt sich um die Orte, die Bayern unverwechselbar machen. Die Initiative übernimmt als »bayerischer National Trust« historische Gebäude und Kulturlandschaftsteile wie Gärten oder Parks in ihre Obhut, setzt diese mit Hilfe ihrer Mitglieder, Volunteers, Spender und Stifter instand und erhält sie dauerhaft als lebendig genutzte Orte. [kulturerbebayern.de](http://kulturerbebayern.de).

Adresse:  
 Gasthausbrauerei Herr Max & Frau Hopfen  
 Schlossweg 1, 87752 Holzgünz  
 Tel.: +49 01639738955  
 E-Mail: [herrmaxundfrauhopfen@outlook.de](mailto:herrmaxundfrauhopfen@outlook.de)  
[herrmaxundfrauhopfen.de](http://herrmaxundfrauhopfen.de)  
 Geöffnet: Mi-Sa von 17-22 Uhr und  
 Sonn- und Feiertage von 11-22 Uhr.



Biergarten der Schlossgaststätte, in dem am Wochenende auch Steckerlfisch aus dem Räucherofen serviert wird. Und wer dann satt und zufrieden die Gasthausbrauerei verlässt, dem sei noch ein Blick in die Schlosskirche St. Simon und Judas Thaddäus im Nordflügel des Schlosses empfohlen. Die wunderbar erhaltene Kassettendecke und die prächtigen Altäre aus dem Hochbarock machen die Kirche zu einem Kleinod. ●

# Science Slam

## — Aerosolverbreitung durch Gesang und Blasinstrumente

Text: Jaromir Konecny  
Illustration: Tobi Frank

Unser Chemie-Lehrer spuckte beim Sprechen. Die Schulbank vor ihm war mit einem kleinen Film besprüht. Niemand wollte in der ersten Reihe sitzen. Wenn wir hinten etwas angestellt hatten, hat der Lehrer uns zur Strafe in die erste Bank versetzt. Ohne zu wissen, wie hart die Strafe war. Damals in der sozialistischen Tschechoslowakei gab es bei Pandemien keine Schutzmasken und keine Abstandsregeln. Verschnupft und hustend sind wir in die Schule gegangen. So bekam ich zwischen 1968–1970 alle drei Hongkong-Grippen, die etwa eine Million Menschen das Leben kosteten – die letzte Pandemie der Menschheit. Bis SARS-Cov-2 über uns herfiel.

Vielleicht war mein Chemie-Lehrer ein Superspreader. Mit seinen Superspreading-Fähigkeiten hat er mich so beeindruckt, dass ich dann Chemie an der TU München studieren musste...

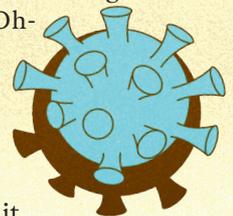
Ach, Quatsch! Superspreading ist nichts Schönes! Ein Superspreader versprüht und verbreitet Viren. Oft unbewusst – wie mein Chemielehrer. Wie wir Bühnenleute keine Superspreader werden, zeigt jetzt die Wis-



senschaft: Die grandiose und auch international viel beachtete Studie *Covid-19-Infektion durch Aerosolverbreitung* wurde in Bayern durchgeführt: von Prof. Dr. Matthias Echternach, dem Leiter der Abteilung Phoniatrie und Pädaudiologie am LMU Klinikum München, PD Dr.-Ing. Stefan Kniesburgs von der Phoniatischen und Pädaudiologischen Abteilung der Hals-Nasen-Ohren-Klinik der Universität Erlangen und ihren Teams, zusammen mit

dem Chor und dem Sinfonieorchester des Bayerischen Rundfunks (BR). Die Studie untersuchte die Aerosol-, aber auch Tröpfchenverbreitung beim Chorgesang und durch das Musizieren mit Blasinstrumenten.

Die Studie wurde vom Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst unterstützt: »Mithilfe der Wissenschaft können wir dann hoffentlich wieder mehr Kultur möglich machen«, sagte Wissen-



schafts- und Kunstminister Bernd Sibler. Also eine Studie direkt auf mich zugeschnitten, bin ich doch Wissenschaftler und Bühnenkünstler gleichzeitig.

Im medRxiv-Vordruck dieser Studie *Impulse dispersion of aerosols during singing and speaking* führen die Autoren an, dass Gruppengesangsveranstaltungen oft Covid-19-Ausbrüche während der Pandemie und das Verbot von Gesangsaktivitäten in vielen Regionen der Welt zur Folge hätten. Somit sind wohl Aerosole für viele Infektionen verantwortlich. Aerosole ( $< 5 \mu\text{m}$ ) sind kleiner als Tröpfchen ( $> 5 \mu\text{m}$ ) und enthalten viel weniger Viren. Andererseits bleiben Aerosole viel länger in der Luft und können sich deswegen auch weiter ausbreiten, während Tröpfchen schneller zum Boden fallen. Nach der Superspreading-Theorie würden Chorgesang und lautes Sprechen ein hohes Risiko für die Übertragung von Viren darstellen – ein Superspreading-Ereignis! Ohne dass mein alter Chemie-Lehrer dabei ist.

Deswegen mussten sichere Abstände zwischen SängerInnen ermittelt werden, auch beim Sprechen im Vergleich zum Atmen und Husten. Zehn professionelle SängerInnen des Bayerischen Rundfunkchors stellten sich dafür als Probanden bereit: Auch ein Musikstück von Beethoven sangen sie. Mit großem Einsatz, wie man sich in einem Online-Video über die Studie überzeugen kann – *Singen trotz Corona* im Wissensmagazin des Bayerischen Rundfunks vom 4.07.20 (online in der BR Mediathek). Dabei wurde das eingeatmete Luftvolumen mit kleinen Aerosolpartikeln (aus schadstofffreien E-Zigaretten) sichtbar gemacht und die ausgestoßene Aerosolwolke mit hochauflösenden Kameras des Bayerischen Rundfunks aufgezeichnet.

Die Wolke breitete sich in Gesangsrichtung zwischen 0,6 m bis 1,4 m weit aus. Zur Seite erreichte sie eine Ausdehnung von ca. 0,5 m bis 1,0 m. Aufgrund dieser Ergebnisse empfehlen Prof. Echternach, Dr. Kniesburges u. a. Co-Autoren der Studie einen Sicherheitsabstand zwischen SängerInnen von mindestens 2 m in alle Raumrichtungen. Außerdem raten sie dringend, die Räume kontinuierlich oder häufig durchzulüften. Dadurch wird die Aerosolkonzentration reduziert.

Beim Singen von Konsonanten dehnte sich die Aerosolwolke weiter aus als bei Vokalen. Der Grund

war mir sofort klar: Wir Tschechen haben sogar Sätze, die nur aus lauter Konsonanten bestehen:

»Strc prst skrz krk«, zum Beispiel – sehr anstrengend auszusprechen. Mehr Anstrengung schießt die Aerosole weiter... Bitte um Verzeihung! Nur ein Scherz. Gleich bin ich wieder wissenschaftlich ernst: Mittlerweile sind auch die Ergebnisse für das Spielen von Blasinstrumenten ausgewertet. Hier empfehlen die Wissenschaftler einen 2-Meter-Abstand nach vorne und 1,5 Meter in die Seiten bei allen Instrumenten. Nur bei der Querflöte macht der empfohlene Abstand zu einem Musiker nach vorne 3 Meter aus. Sicher sind diese Ergebnisse auch auf andere Bühnenkünste übertragbar.



#### Weitere Informationen:

- 1 Journal of Respiratory and Critical Care Medicine
- 2 [lmu-klinikum.de/aktuelles/pressemitteilungen/erste-ergebnisse-zu-aerosol-studie-mit-dem-chor-des-br/caf8e9f9c407a2bd](https://www.lmu-klinikum.de/aktuelles/pressemitteilungen/erste-ergebnisse-zu-aerosol-studie-mit-dem-chor-des-br/caf8e9f9c407a2bd)

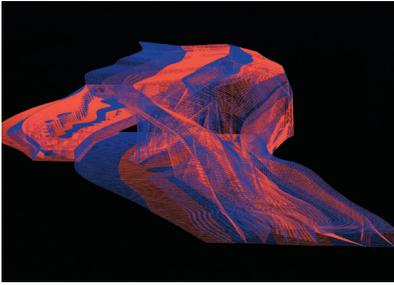
Prof. Dr. med. Matthias Echternach leitet die Abteilung Phoniatrie und Pädaudiologie an der HNO-Klinik des Klinikums der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2009 erhielt er den Wissenschaftspreis der Deutschen Gesellschaft für Musikphysiologie und Musikermedizin, 2010 die Gerhard-Kittel-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Phoniatrie und Pädaudiologie und 2014 den European Phoniatrian Voice Award der Union Europäischer Phoniater.

PD Dr.-Ing. Dr. habil. med. Stefan Kniesburges ist Wissenschaftler in der Abteilung für Phoniatrie & Pädaudiologie des HNO Universitätsklinikums Erlangen und Privatdozent in den Studiengängen Medizintechnik und Logopädie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Zu den Forschungstätigkeiten des Strömungsmechanikers und Aeroakustikers gehören die experimentelle und numerische Simulation der menschlichen Stimmgebung.



Dr. Jaromir Konecny ist Schriftsteller, Naturwissenschaftler, Dozent für Künstliche Intelligenz und KI Speaker und zweifacher Vizemeister der deutschsprachigen Poetry Slam Meisterschaften. Im Herbst 2020 erscheint bei Langen/Müller sein Sachbuch über KI: *Ist das intelligent oder kann das weg*. Im September erscheinen auch die ersten zwei Bände seiner Kinderbuchreihe *Datendetektive* – lustige Krimigeschichten für Leser\*innen ab 8 J. über Roboter und KI.

# Avisiert



Ausstellung  
Die Architekturmaschine  
Die Rolle des Computers in der Architektur

Der Computer als Zeichenmaschine, der Computer als Designwerkzeug, der Computer als Medium des Geschichtenerzählens und der Computer als interaktive Plattform: Die Schau erzählt die faszinierende Geschichte der digitalen Revolution unter der Frage: Hat der Computer die Architektur verändert, und wenn ja, wie? Zu sehen ist das erste mit Hilfe eines Computers entworfene Gebäude in Deutschland, der erste großformatige gerenderte Durchflug eines städtischen Raumes. Neben historischem Material werden auch aktuelle Projekte gezeigt, eine neu recherchierte Software-Timeline, die die Entwicklung aller wichtigen Architekturprogramme sowie einen Überblick über historische Eingabegeräte zum Zeichnen am Computer und eine Rekonstruktion der ersten Zeichensoftware *Sketchpad* von 1963.

München, Architekturmuseum der TU, Pinakothek der Moderne  
14.10.2020 – 10.01.2021

Literaturtage  
In Zukunft – Der Moment nach Jetzt –  
Zukunftsliteratur in Landshut

Frieden als dauerhafte Utopie, Bedrohungen der Demokratie, menschengerechtes Wirtschaften und alternative Geschichtsverläufe: Schriftsteller, Wissenschaftler, Unternehmer und Rezipienten setzen sich mit der Welt von morgen, ihren Möglichkeiten und Bedrohlichkeiten auseinander.

Landshut  
19.11.2020 – 04.12.2020  
[landshuter-literaturtage.de](#)



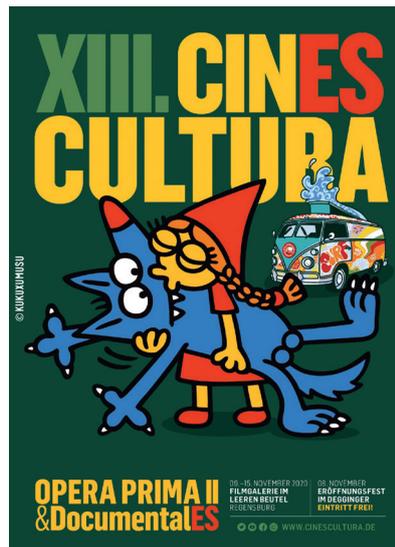
Aufgrund der Lockdown-Situation sind die hier angekündigten Ausstellungen und Veranstaltungen derzeit zum größten Teil nicht zugänglich. Bitte informieren Sie sich auf den Websites der jeweiligen Häuser und Veranstalter über den aktuellen Stand der Dinge und über mögliche virtuelle Zusatzformate.



Sonderausstellung  
Amish Quilts meet Modern Art

Ordnung und Chaos, Gemeinschaft und Individualität, Innen und Außen – zentrale Themen wie diese gewinnen in der derzeitigen Krise ungeahnte Brisanz und Aktualität. Im Wechselspiel zeitgenössischer Kunst mit historischen Quilt-Decken aus der US-Glaubensgemeinschaft der Amish People – deren Mitglieder jede Form von Fortschritt ablehnen – entstehen Einblicke in die Gründe wie Abgründe gegenwärtigen Lebens, traditioneller Wertvorstellungen und gegenwärtiger Kunst. tim-Museumsdirektor Dr. Karl Borromäus Murr lädt in seiner begleitenden Video-Podcast-Reihe KULTUR MACHT SINN dazu ein, sich in Zeiten der Krise Gedanken darüber zu machen, wie wir als Gesellschaft künftig zusammenleben wollen und welche zentrale Rolle dabei Kultur spielt. Im Prozess der Krise erweisen sich Museen als Orte kultureller Sinnstiftung, die wie Zeitmaschinen Vergangenes mit Gegenwärtigem in Beziehung setzen und so Ideen für Herausforderungen der Zukunft entwickeln.

Augsburg, tim – Textilmuseum  
noch bis 24.01.2021  
[youtube.com/playlist?list=PLTAqA0QFsp-cXEuqHW\\_75XkCqu-6e-qpG2](https://youtube.com/playlist?list=PLTAqA0QFsp-cXEuqHW_75XkCqu-6e-qpG2)



Kulturfestival  
cinEScultura 2020

Ein Festival für zeitgenössische spanischsprachige Kultur in all ihren Facetten – mit Spiel- und Dokumentarfilmen, die den Zeitgeist und Lebenswirklichkeiten in Spanien und Lateinamerika widerspiegeln, und der Online-Sektion *cinEStudiano*. Die Sängerin Maria Rodés widmet ihr aktuelles Album *Lilith* allen Frauen, die sich trauen, ihr Leben frei von herrschenden Konventionen zu gestalten. Ihren druckfrischen Roman *Quasi* präsentiert die junge Autorin Sara Mesa, Shooting Star der spanischen Gegenwartsliteratur. Dazu zeigen Ausstellungen Spaniens als Land der Filmkultur, zum Kulturtourismus und zeitgenössischer Street Art.

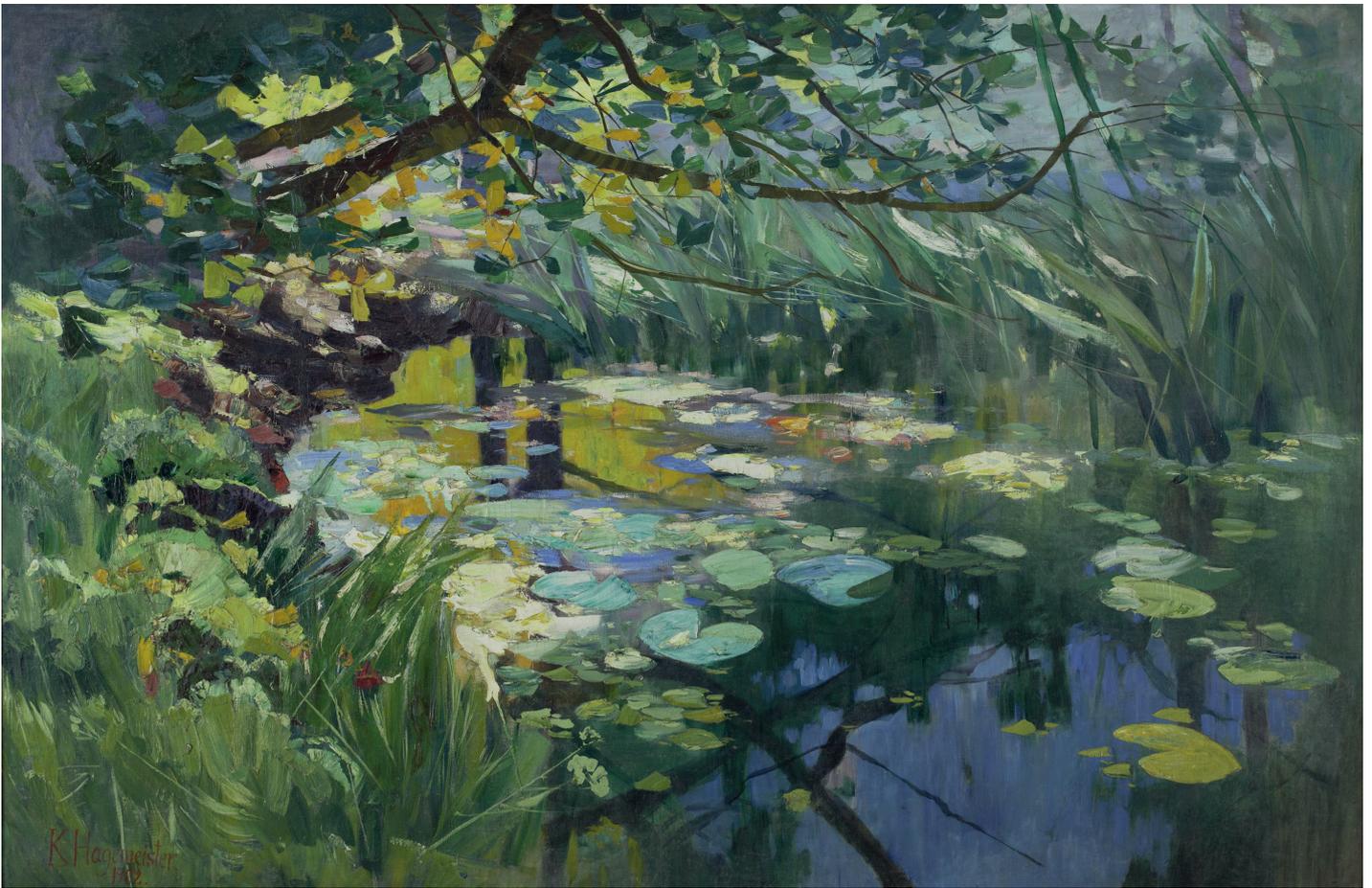
Regensburg  
09.11.2020 – 15.11.2020  
[cinescultura.de](http://cinescultura.de)

Literaturausstellung/Sonderausstellung  
Ein Panzer gegen die hässliche Zeit. Hermann Hesses  
Glasperlenspiel im Dritten Reich

1943 veröffentlichte Hermann Hesse seinen letzten Roman *Das Glasperlenspiel* in kleiner Auflage in der Schweiz, erst Ende 1946 wurde er auch einem größeren Publikum in Deutschland bekannt. Die NS-Behörden hatten die Druckgenehmigung verweigert. Die Ausstellung versucht erstmals, vor dem Hintergrund der Zwänge, denen sich Hesse seit 1933 ausgesetzt sah, die politische Dimension der Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht aufzuzeigen.

Sulzbach-Rosenberg, Literaturarchiv  
Literaturhaus Oberpfalz  
22.09.2020 – 26.02.2021





Bavariathek  
Bavariathek – die digitale Werkbank des Hauses der Bayerischen Geschichte

Hier wird recherchiert, gefilmt, geschnitten und mit digitalen Inhalten gearbeitet: Mit der Bavariathek hat die digitale Werkbank des Hauses der Bayerischen Geschichte in Regensburg im Oktober ihren Betrieb aufgenommen. Ein einzigartiger außerschulischer Lernort, medienpädagogisches Projektzentrum und aktive Erweiterung des Museums des Hauses der Bayerischen Geschichte in Regensburg. Die Programmangebote richten sich an Schülerinnen und Schüler aller Jahrgangsstufen und Schularten. Sie werden hier zu Kuratoren, Reportern und Medienproduzenten, die eigene Filme, Podcasts und virtuelle Ausstellungen erstellen. Zahlreiche Pilotprojekte dokumentieren, was in und mit der Bavariathek in Verbindung von Museum, Geschichtswissenschaft und digitaler Medienwelt alles möglich ist. [bavariathek@hdbg.bayern.de](mailto:bavariathek@hdbg.bayern.de)

Augsburg, Haus der Bayerischen Geschichte  
 ab sofort  
[museum.bayern/fileadmin/user\\_upload/Videos/Museum/Bavariathek/Erklaervideo-Bavariathek.webm](https://museum.bayern/fileadmin/user_upload/Videos/Museum/Bavariathek/Erklaervideo-Bavariathek.webm)



Sonderausstellung  
Kunst und Kapitalverbrechen – Veit Stoß, Tilman Riemenschneider und der Münnerstädter Altar

1503 fälschte der Nürnberger Bildhauer Veit Stoß einen Schuldschein. Die kriminelle Tat wurde aufgedeckt, der Künstler eingekerkert und gebrandmarkt. Er verlor Ehre wie öffentliches Ansehen und floh nach Münnerstadt am Rande der Rhön. Dort bemalte er die Flügel des 1490/92 vom Würzburger Bildschnitzer Tilman Riemenschneider für die Stadtpfarrkirche geschaffenen Altarretabels. Farbenprächtig schildern diese Szenen die Legende des heiligen Kilian. Sie gelten als die einzigen Gemälde von Stoß. In der gleichen Zeit schuf er eine Reihe eindrucksvoller Kupferstiche – wie die Malereien einzigartige künstlerische Zeugnisse der von der kriminellen Verfehlung überschatteten Phase seines Lebens, in der Aufträge ausblieben. Veit Stoß zählt zu den bedeutendsten Meistern der süddeutschen Spätgotik.

München, Bayerisches Nationalmuseum  
 26.11.2020 – 02.05.2021 →

↑ Ausstellung  
Karl Hagemeyer »...das Licht, das ewig wechselt.«  
 Landschaftsmalerei des deutschen Impressionismus

In der Zurückgezogenheit erkannte er, dass die Natur »kein Stilleben sei, sondern ein schöpferischer, ewig arbeitender Organismus«. Bei der Malerei muss »der Ton durch das Licht ersetzt werden«: Karl Hagemeyer (1848-1933) gehört zu den spannendsten Vertretern des deutschen Impressionismus und war ein bedeutender Wegbereiter der modernen Landschaftsmalerei. Im Bild sollte man das »Wachsen« sehen können. Zudem wollte er die Natur als seelisches Erlebnis wiedergeben. Drei Museen in Deutschland zeigen nun Hagemeyers Werk in Regionen, die auch in seinem Leben eine Rolle spielten. Im süddeutschen Raum fand die letzte große Einzelausstellung 1912 statt. Die Retrospektive umfasst 70 Werke, darunter 40 meist großformatige Gemälde sowie Pastelle und Zeichnungen.

Schweinfurt, Museum Schäfer  
 18.10.2020 – 21.02.2021



# Entsicherte Landschaft

(Gedichte. Auszug)

Andrea Heuser

IN DIESEM FRÜHLING erstarren die Blüten – man sieht es ihnen nicht gleich an,  
Auch wer sich nach Wärme, ach was, nach Lichtem sehnt, dem wird durchaus gegeben,  
*Stars float along the void* – Wann aber war es, dass sich die Tage, wie Jahre noch blättern ließen,  
Als wir, bemäntelt nur mit unseren Häuten, einander nackt, sehend wurden –  
Jetzt herrscht Endzeitberechnung, und ich traue meinem Herzschlag nicht. Ich gehe neben mir her,  
Halte Abstand in diesem unwirtlichen Gebiet, dessen Sprache ich nicht beherrsche.  
Ich werde sie lernen, lerne schon, ich sehe ja, dass alles möglich ist, nichts ruht.  
*Verifizierung, Falsifizierung* – Du malst Dir einen goldenen Zahn,  
Ich zeichne ein Wollmammut und horte Konserven.

Manchmal, da gehe ich nach draußen. Ich bin argwöhnisch. Habe ich alles, mich verriegelt?  
Sicher,  
Die Sonne streift meine Wangen, gelassen. Was kümmert es sie,  
Dass sie mich einfach so betritt, als sei ich stets zugänglich. Reicht dies etwa aus  
Dies Wissen, dass sie es ist, *the one and only*, die unser aller Leben bemaß, bemisst,  
Sie, die die Schatten erfand, die Erbarmungslosigkeit und unsere sanfte, lustvolle Erschöpfung.  
Ich wünschte, ich könnte sie leugnen. Sie wegen irgendetwas drankriegen. Nun aber summt sie.  
*Such beauty* – Gewiss, die Bienen kommen früh in diesem Jahr – aber starben sie nicht bereits aus?  
Und warum wäre das von Bedeutung?

Ich weiche gerne aus, ins Englische, zum Beispiel. Ins Faktische. Gegebene. Nebensätze,  
Nebengedanken. Ins Beiläufige, Chats und andere Verschaltungen. Virenfrei ist  
Nichts,  
*Void, stars float along the void...*  
Die Natur macht mir zu schaffen. Ich hinterfrage das nicht, dazu fehlt mir die Zeit und der Sinn  
Ich horte Konserven, nein, keine Ängste! Ich bin geschmacklos. Nicht krank. Diverse Tests  
Habe ich durchlaufen. Und ich lerne, verlerne, lerne. Wann war es, dass...  
Die Schnecke ist eine Langstreckenläuferin, derzeit verschleimt sie die Reste meines Vorgartens.  
*Love me tender...* Ich übersetze mich. Ergebe mich nicht. Lasse nicht ab. In diesem Frühling –

BEINAH HERBST, und immer noch stockt die innere Uhr  
And the devil still comes visiting his poor relations  
Jeden Morgen halte ich den Atem an, doch  
Die Kaffeemaschine funktioniert weiterhin  
Und so schlinge ich meine Finger um diese konkrete, flüchtige Wärme  
Der Tasse, die einst die Deine war –  
Mit der Zeitung red' ich nicht gern, ich lasse sie rascheln  
Das Laub, das unsere Füße aufwirbelten –  
Gerüchten zufolge fällt es weiterhin stoisch, in Farbe  
The woods are lovely, dark and deep...  
Soll ich wider besseren Wissens die Vorhänge öffnen?  
Ich gähne – Miles to go before I sleep...  
Mein Lippen beginnen bereits zu vergessen

Andrea Heuser (\*1972 in Köln) studierte Germanistik, Politik und Vergleichende Religionswissenschaften an den Universitäten Köln und Bonn. 2008 promovierte sie mit einer Studie zur deutschjüdischen Literatur. Im gleichen Jahr erschien ihr Lyrik-Debüt *vor dem verschwinden*, für das sie u. a. mit dem Wolfgang-Weyrauch-Förderpreis ausgezeichnet wurde. Es folgten weitere Preise und Stipendien wie das Arbeitsstipendium des Freistaats Bayern. Im Herbst 2014 erschien ihr Debütroman *Augustas Garten*.

# Philosophisches Aperçu — Menschenfreundlichkeit gegen Corona

Alexander Filipović

Treiben wir gesellschaftlich auseinander, bewegen wir uns voneinander weg? Dieser Verdacht wird oft in Analysen der Corona-Pandemie geäußert. Und es stimmt ja: Zwar unterstützt ein Großteil der Bevölkerung die Schutzmaßnahmen, aber eine laute, politisch wie ideologisch bunte Gruppe zweifelt stark an der Sinnhaftigkeit der Maske oder überhaupt an der Gefährlichkeit des Virus. Manche Erklärungsansätze, Verschwörungsmymen genannt, erscheinen oft so abstrus, dass uns der gemeinsame Boden der Vernunft nicht mehr tragen und zusammenführen kann. Weitere Entwicklungen kommen hinzu: Eltern pochen darauf, dass die Perspektive der jungen Menschen berücksichtigt wird, die Wirtschaft versucht einen Lockdown zu vermeiden... Es liegt nahe zu fragen, wo wir da eigentlich noch zusammenstehen.

Das Virus ist ein großer Verstärker, und zwar ein Verstärker gerade der schlechten Dinge und Entwicklungen. Alte Menschen werden durch die Einsamkeit kränker, arme Menschen noch ärmer, sozial Benachteiligte verlieren noch mehr den Anschluss, Kinder in Umgebungen mit häuslicher Gewalt erleiden noch mehr Gewalt... Unterdessen harren andere mit Büchern, digitalem Homeoffice und Gärten der Entwicklungen – freilich auch nicht ohne Angst um die Zukunft und Tendenzen zu innerer Vereinsamung.

So ist das Virus nicht einfach »nur« eine Bedrohung für die Gesundheit aller Menschen, sondern eine Herausforderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Zwar ist die Polarisierung der Gesellschaft vermutlich nicht so schlimm, wie uns aufgeregte Debatten in Social Media und Boulevard-Zeitungen glauben lassen. Aber die zentrifugalen Kräfte nehmen mit Corona zu. Können wir diesen Kräften etwas entgegensetzen? Eine gegenläufige, zentripetale Kraft?

Es helfen jetzt nur Solidarität und Vertrauen: Solidarität mit den vielen, deren Lebensumstände sich durch die Pandemie deutlich verschlechtern oder die zu den Risikogruppen gehören, kritisches Vertrauen in politische Institutionen, dass sie den guten Mittelweg zwischen Freiheitseinschränkung und Grundrechtsschutz finden. Dem zu Grunde liegt die Menschenfreundlichkeit als tiefste zentripetale Kraft des Zusammenseins. Sie ist eine nicht unkritische, aber wohlwollende, humanitäre Haltung gegenüber denen, die andere Perspektiven und Interessen haben, sogar auch gegenüber denen, die ganz anders auf die Welt blicken. ●



Prof. Dr. Alexander Filipović ist Professor für Medienethik an der Hochschule für Philosophie in München. Er studierte in Bamberg Katholische Theologie, Germanistik und Kommunikationswissenschaft. In seinen Forschungen und Vorträgen beschäftigt er sich u. a. mit der Ethik des Journalismus und der Digitalisierung. Als christlicher Sozialethiker interessieren ihn Fragen sozialer Gerechtigkeit. Er leitet zusammen mit Klaus-Dieter Altmeyen das *zem::dg – Zentrum für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft (zemdg.de)*.

# Zeich(n)en aus dem Homeoffice

Jeff Chi



Jeff Chi ist Web-Designer bei Tage und Comic-Zeichner bei Nacht. Er wurde 1993 in Kiel als Sohn einer Deutschen und eines Chinesen geboren. 2008 begann er Indie-Comics zu veröffentlichen und Events für die Comic-Community zu organisieren. Seit 2013 lebt und wirkt er im wunderschönen Nürnberg. [jeffchi.de](http://jeffchi.de)

Der Comic ist für das Projekt *Comic-Zeichner\*innen zur aktuellen Lage des Internationalen Comic-Salons Erlangen* entstanden: Comic-Zeichner\*innen im Homeoffice – ja wo arbeiten sie denn sonst? Doch auch wenn sich der Weg zum Arbeitstisch oder ins Atelier nicht groß ändert, die Corona-Krise trifft auch die Comic-Branche hart: Absage von Veranstaltungen, Lesungen und Workshops sowie Arbeitstreffen und damit der Wegfall von persönlichen Begegnungen,

von den finanziellen Einbußen ganz zu schweigen... Wir alle können gerade nicht so leben, wie wir es gewohnt sind, und versuchen mit den Herausforderungen bestmöglich umzugehen. Einschränkungen bestimmen unseren Alltag, Planungsunsicherheiten, ein Sich-Von-Tag-Zu-Tag-Hangeln. Begegnungen finden gerade überwiegend digital statt.

[comic-salon.de/de/zeichnen-aus-dem-homeoffice](http://comic-salon.de/de/zeichnen-aus-dem-homeoffice)



# *Anna föhnt jetzt auch mit Windkraft.*

Unser intelligentes Energienetz verbindet Wind-, Sonnen-, Wasserkraft und Biomasse mit fossilen Energien. Damit garantieren wir den Menschen in Bayern volle Versorgungssicherheit bei großer Nachhaltigkeit.

**Energie, die Bayern weiterbringt. Bayernwerk.**

Mehr unter [bayernwerk.de](https://www.bayernwerk.de)

**bayernwerk**

# Aviso 3/2020 Was uns verbindet

Monika Betzler

Jeff Chi

DAF (Dynamische Akustische Forschung)

Ophelia Deroy

Veronika Eder

Merle Fairhurst

Alexander Filipović

Tobi Frank

Pauline Füg

Nora Gomringer

Walter Heun

Andrea Heuser

Susanne Kinnebrock

Jaromir Konecny

Christina Lanzl

Stephan Lessenich

Michael Reder

Marco von Rotenhan

Laura Scherr

Ferdinand Scherr

Lucia Schmuck

Rebecca Schwarzmeier

Dana von Suffrin

Šiška

Dietmar Süß

